

Aufsätze und Bücher.

1. Geschichte der älteren und neueren Philosophie.

Vorländer, K., Geschichte der Philosophie. 1. Bd.: Altertum und Mittelalter. 8. Aufl. durchges. v. E. Hoffmann. 8^o (XII u. 352 S.) Leipzig 1939, Meiner. *M* 6.50; geb. *M* 7.80. — Die bekannten Vorzüge der Schriftstellerei Vorländers empfehlen auch vorliegende, oft neuaufgelegte Geschichte der Philosophie: Übersichtlichkeit, klare Definition, gute Auswahl, kurze Wiedergabe der Hauptlehrpunkte der einzelnen Denker, Anführung der einschlägigen Literatur. Dagegen mangelt oft das tiefere Verständnis, das sachgemäße Urteil. Einige Proben mögen das zeigen. Die platonischen Ideen — unter der Literatur wird das zweifelhafte, heute fast allgemein abgelehnte Werk von P. Natorp, Platons Ideenlehre, besonders ausgezeichnet — haben kein Ansichsein. Aristoteles hat sie völlig falsch wiedergegeben (107). Überhaupt kommt Aristoteles schlecht weg. Nicht bloß sein Form-Materie-Begriff ist widerspruchsvoll, selbst seine klassische Theorie des Allgemeinen ist ein Widerspruch, „dessen Folgen sich durch das ganze aristotelische System hindurchziehen“ (148). Der Jünger glaube der Evangelien wird in Gegensatz zu Paulus gestellt; er ist der „erste spekulative Kopf“ (226 f.) — auch vor Johannes? —. Solche apriorische Konstruktionen konnte man sich noch vor einigen Jahrzehnten gefallen lassen; heute hat sie jeder Forscher, der auf der Höhe steht, fallen lassen. „Thomas erkennt weder das ethische noch das religiöse Wertgebiet in seiner Eigenart und Selbständigkeit. Wie Denken und Sein, so werden auch Denken und Sollen völlig miteinander verquickt“ (283). So kann man nur schreiben, wenn man neuzeitliche Problematik und Terminologie in eine völlig andere Zeit hineinträgt. Jansen.

Horneffer, A., Platon. Der Staat. Eingeleitet v. K. Hildebrandt. kl. 8^o (XXXVI u. 376 S.) Stuttgart 1939, Kröner. *M* 3.75. — Die neue Platonausgabe ist sehr schön ausgestattet. Der Druck ist etwas kleiner als bei Apelt, die Namen der Unterredner fallen weg. Die Sprache ist flüssig. Entscheidend sind die Einleitung und die Anmerkungen von H., die ganz dem Buche „Der Kampf des Geistes um die Macht“ entsprechen. Seine Hauptthesen sind: Vereinigung von Geist und Macht in einer Hand, Rangordnung von Führenden und Geführten, Erziehungsplan für den neuen Adel, die neue Führerschicht. In den Anmerkungen wird gegen traditionelle Vorurteile gekämpft: Plato schafft nicht die Familie ab; Ananke, nicht Dike regiert die Welt; Plato zeichnet keine Utopie. Sicherlich hat diese moderne völkische Schau Platos Dinge gezeigt, die einer nur ästhetischen oder philologischen Betrachtung fremd geblieben waren. Schuster.

* * *

Hazard, P., Die Krise des europäischen Geistes. La Crise de la Conscience Européenne. Aus d. Franz. übertr. v. H. Wegener (Europa-Bibliothek). gr. 8^o (534 S.) Hamburg 1939, Hoffmann u. Campe. *M* 11.—; geb. *M* 12.50. — „In den Jahren, die das 17. Jahrhundert beschlossen, hat eine neue Ordnung der Dinge begonnen“ (526). Während die Menschen des 17. Jahrhunderts christlich sind, an göttliches Recht glauben, Hierarchie, Dogmen und Autorität lieben und sich wohl fühlen in einer Gesellschaft, die in

höchst ungleiche Klassen aufgespalten ist, sind die Menschen des 18. Jahrhunderts antichristlich, hassen Autorität, Dogmen und Zwang und träumen von nichts als Gleichheit. Den Ideen und Mächten, die diesen Umschwung im geistigen Leben Europas herbeiführten, geht das vorliegende Buch nach und erbringt den Beweis, daß nahezu alle Ideen, die 1760 oder sogar noch 1789 als revolutionär erschienen, bereits um 1680 ausgesprochen waren. Das Buch führt so mitten in die Krise des europäischen Bewußtseins und ihre Ursprünge hinein. In glänzender Darstellung zeichnet es die großen psychologischen Veränderungen: den Übergang von der Beharrung zur Bewegung, vom Alten zum Neuen, den Wechsel der geistigen Führerrolle, indem Frankreich auf Grund seiner Werke, seiner Sprache und seines Geistes die intellektuelle Vorherrschaft übernimmt, die bisher immer von einer lateinischen Macht ausgeübt worden war. Die Rationalisten: Franzosen, Engländer, Holländer, Deutsche und der aus der Synagoge ausgestoßene Spinoza, unternehmen den Kampf gegen die Überlieferungen und bieten den Menschen als Ersatz für den geraubten Glauben: eine Philosophie als Führerin im Leben, die auf Metaphysik verzichtet, eine Naturreligion, eine natürliche Freiheit, eine natürliche Gleichheit, ein Recht auf Glück hier auf Erden, eine Wissenschaft, die den unbegrenzten Fortschritt des Menschen und demzufolge seine Glückseligkeit auf Erden gewährleisten soll. Umfassend, beherrschend und tiefgreifend hat die geistige Krise, noch bevor das 17. Jahrhundert vollendet ist, das gesamte 18. vorbereitet. Die Konsequenzen jener Veränderung wirken fort bis in unsere gegenwärtige Epoche.

Nink.

Kanthack-Heufelder, K., Die psychische Kausalität und ihre Bedeutung für das Leibnizsche System (Leibniz und die Anfänge der neuzeitlichen Psychologie). I. Teil: Die Entwicklung des Systems (Stud. u. Bibliogr. z. Gegenwartsphilos. 25), gr. 8^o (VIII u. 154 S.) Leipzig 1939, Hirzel. M 4.50. — Über die Eigenart der psychischen Kategorien (im Gegensatz zu den physischen) und besonders über die psychische Kausalität bietet Leibniz reiche Anregungen. Und zwar ist die psychische Kausalität nicht erst für sein vollendetes System von größter Bedeutung, sondern sie spielt „schon bei der Genesis dieser Philosophie eine geradezu konstitutive Rolle“ (2). Seine Entwicklung geht von dem platonisch-aristotelischen Seelenbegriff aus, der die Seele als Entelechie faßte und dem jungen Leibniz durch die protestantische Scholastik übermittelt wurde. Die damit gegebene „immanent-teleologische Form des Kausalgeschehens“ (49) wurde im Aristotelismus auch auf das außerseelische Gebiet übertragen. In Leibniz gewinnt für diesen Bezirk zunächst der kartesianische Mechanismus den Vorrang, während er niemals „die Auffassung der Seele als Entelechie durchaus aufgegeben“ (50) hat. So lehrt er damals mit Descartes neben dem Substanzen- einen Kausal dualismus, weshalb „immanent-teleologische Kausalität und innerpsychische Kausalität Wechselbegriffe sind“ (65). Eine „mechanistische Betrachtungsweise des Psychischen“ (70) trat ihm in Hobbes und Spinoza entgegen. Wie die Lehre von dem doppelten conatus zeigt, hat er Hobbes gegenüber seine Stellung behauptet; Spinozas These hingegen, „daß alles Geschehen, auch das seelische, ab externo veranlaßt würde“ (99), hat ihn anscheinend (1677) vorübergehend unsicher gemacht. Nach wenigen Monaten jedoch sehen wir Leibniz wieder in seiner alten Anschauung gefestigt, und bald darauf beginnt die Überwindung

des Mechanismus auch für den körperlichen Bereich, womit die eigentliche Monadenlehre aufdämmert. Zu der Einsicht, „daß dem Körper eine immanente Kraft zuerkannt werden müsse“ (108), gesellen sich wachsende Schwierigkeiten bezüglich der transeunt-kausalen Wirksamkeit in der Welt; unter dem Einfluß des Occasionalismus sah er sich schließlich „zur Annahme durchgängiger Immanenz alles Wirkens gedrängt“ (114). Immanent-spontanes Geschehen war aber für Leibniz gleichbedeutend mit psychischem Geschehen: die Monade ist erreicht. — Sicher zeigt das Buch mit der Linie der psychischen Kausalität „eine neue Komponente“ (119) auf, die bisher bei der Genesis der Monadenlehre nicht so ausdrücklich herausgearbeitet wurde. Die Ausführungen sind überzeugend und im allgemeinen von großer Sachkenntnis getragen. Nur das 1. Kap. weist einige Ungenauigkeiten auf, besonders was die Lehre der Scholastik angeht. Auch die Deutung der Leibnizschen *vis* im Sinne der zweiten Entelechie des Aristoteles scheint nicht zu stimmen, wie gerade der S. 28, Anm. 58 angeführte Text beweist. Lotz.

Scharschuch, H., Einführung in die Monadologie Leibnizens. gr. 8^o (30 S.) Berlin 1939, Ebering. M 1.50. — Die Lehre von Leibniz wird hier nach den beiden Schriften „Principes de la nature et de la grâce“ und „Monadologie“ dargestellt. Der Stoff wird in Anlehnung an den Aufbau der Monadologie in fünf Abschnitte gegliedert: Metaphysik, Psychologie, Erkenntnistheorie, Naturphilosophie, Ethik. Die Darbietung ist übersichtlich und zuverlässig. Eigener Stellungnahme enthält sich der Verf. An ganz wenigen Stellen kommt wohl Leibnizens eigentlicher Gedanke nicht voll zur Geltung. Lotz.

Campo, M., Christiano Wolff e il rationalismo precitico. 2 Bde. gr. 8^o (XIX, XII u. 684 S.) Mailand 1939, Vita e pensiero. L 50.— Die charakteristische Eigenart, die hohen Vorzüge und gewisse Schönheitsfehler dieser großangelegten Darstellung der Wolffschen Philosophie sind folgende: Es wird das Ganze des weitläufigen, alle Teile der theoretischen und praktischen Philosophie umfassenden Systems behandelt und zugleich das Einzelne genügend, stellenweise sehr sorgfältig, untersucht. Mit dieser Wiedergabe der Inhalte verbindet sich die genetische, geschichtsvergleichende Betrachtungsweise: außer den üblichen Hinweisen auf die Verwandtschaft und die Absage an Leibniz wird gründlich auf das Verhältnis Wolffs zum Cartesianismus und, in besonderem Ausmaß, auf den für Wolff so wichtigen v. Tschirnhausen hingewiesen; sehr erfreulich ist auch, wie die Verwandtschaft und Abhängigkeit sowie das Abweichen von der Scholastik herausgearbeitet wird. Die genetische, geschichtliche Art zeigt sich auch darin vorteilhaft, daß das Werden der Philosophie Wolffs an Hand seines Schrifttums, an den vorzugsweise mathematischen Schriften der Jugendzeit, an dem Unterschied der kürzeren deutschen Werke der ersten Lehrperiode in Marburg und der späteren in Marburg und Halle entstandenen breiten lateinischen Werke verfolgt wird; auch die persönliche Berührung des jungen Gelehrten mit dem greisen Leibniz. Der briefliche Gedankenaustausch wirft mannigfaches Licht auf dessen Ausreifen. Eine dritte charakteristische Note und einen besonderen Wert endlich verleiht die Wiedergabe der weltanschaulichen Gedankengänge des seiner Zeit das deutsche Hochschulwesen beherrschenden und auch darüber hinaus einflußreichen Professors, des außergewöhnlich fruchtbaren, durch

die scheinbare Geschlossenheit imponierenden, durch die klare faßliche Darstellung einnehmenden, durch glückliche Verdeutschung vieler lateinischer Fachausdrücke verdienten Schriftstellers, später aber ungebührlich geringgeschätzten Denkers. — In der kritischen, an der Scholastik orientierten Auseinandersetzung mit Wolff versucht C. objektiv Licht und Schatten zu verteilen. Abgesehen vom Einzelnen sei vor allem bemerkt, daß er mit feinem systematischem und historischem Takt den Finger auf den Hauptfehler Wolffs legt, der ebenso prinzipiell das Ganze seines Philosophierens trägt, wie er sich stets von neuem in der Einzelausführung auswirkt: die Vermengung des *Ordo logicus*, *idealis* und des *Ordo metaphysicus*, *realis*, womit sich bekanntlich Kant in der vorkritischen Periode so vielfach auseinandersetzt und wodurch teilweise sein späterer Kritizismus aufgegeben ist, wogegen dieser sich dann als seinen Hauptgegner wendet. Andererseits nimmt C. mit Recht Wolff wiederholt und mit Erfolg in Schutz. — Die Kehrseite dieser Vorzüge des Buches ist die störende Breite, noch mehr aber der gelegentliche Mangel an Straffheit, Schärfe und Präzision in der Wiedergabe mancher philosophischer Begriffe und Beweisgänge, der gelegentliche Mangel an gestaltender, konstruktiver Kraft in der plastischen, abgerundeten Zusammenfassung der verschiedenen Sparten der Philosophie Wolffs. Gewiß gibt C., dank der angeborenen Anlage des Italieners zur Synthese, zusammenfassende Überblicke und Rückschauern. Aber sie lassen die Konturen nicht genügend scharf hervortreten. Ein entscheidender Grund dafür liegt aber sicher auch in der Philosophie des oft oberflächlichen, bei aller sprachlichen Klarheit sachlich doch oft unklaren, zwiespältigen Wolff, der prinzipiell rationalistisch, mathematisch, deduktiv, tatsächlich aber doch stark empirisch arbeitet. Jansen.

De Vleeschauwer, H. J., *L'évolution de la pensée kantienne. L'histoire d'une doctrine.* gr. 8^o (220 S.) Paris 1939, Alcan. Fr 35.— Auf vielfachen Wunsch, der auch in dieser Zeitschrift geäußert wurde, hat V. die Ergebnisse seines dreibändigen Werkes „*La déduction transcendentale dans l'oeuvre de Kant*“, das von den Fachgenossen so günstig aufgenommen wurde, nun in einem handlichen Bande zusammengefaßt. Die Erfüllung dieses Wunsches verdient den Dank der Leser. Da das Problem der transszendentalen Deduktion mit seiner Vorbereitung und seinen Auswirkungen tatsächlich das ganze geistige Leben Kants beherrscht, stellt das vorliegende Buch eine Biographie des Kantischen Denkens dar, die sich natürlicher Weise in vier Abschnitte gliedert: Vorbereitung — Aufbau — Vollendung — und Verteidigung der kritischen Synthese. V. verzichtet dabei bewußt auf allen wissenschaftlichen Apparat, gibt aber durch Angabe der entsprechenden Stellen seines größeren Werkes dem Leser die Möglichkeit, seine Aufstellungen an Hand der Quellen nachzuprüfen. Auf den Inhalt des gediegenen Buches hier näher einzugehen, erübrigt sich, da dies schon anläßlich des früheren Werkes ausführlich geschehen ist (vgl. Schol 11 [1936] 106—108 und 13 [1938] 418—421).

Brugger.

Knittermeyer, H., *Immanuel Kant. Vorlesungen zur Einführung in die kritische Philosophie* (Abhandl. u. Vorträge hrsg. v. d. Bremer Wiss. Ges. 12, 4). gr. 8^o (160 S.) Bremen 1939, Geist. M 3.60; geb. M 5.— In der Erkenntnis, daß dem eigensten Auftrag der Gegenwart keine geschichtlich gegebene Lösung genügen kann, wollen diese einführenden Vorlesungen weder zu Kant

zurückführen, noch Kant als den Philosophen der Gegenwart hinstellen, sondern ihn auf das befragen, was er als Philosoph *seiner*, heute noch fortwirkenden Zeit *uns* zu sagen hat. Demgemäß würdigt die Arbeit an erster Stelle die von Kant geforderte und durchgeführte *Kritik der Erkenntnis*, zumal ihre Hauptfragen: die Möglichkeit synthetischer Urteile a priori, das Verhältnis von Anschauung und Denken, von Begriff und Idee, wobei die Hauptfragen klar herausgestellt werden. Auf dem Gebiet der *praktischen* Philosophie entwickelt die Schrift besonders Kants Lehre über das Verhältnis von Gesetz und Freiheit, seine Auffassung vom kategorischen Imperativ, von Pflicht und Sittengesetz, vom empirischen und intelligiblen Charakter. Entschieden wird die Gegenwartsbedeutung des moralischen Gesetzes betont: ohne dieses wäre der Mensch unserer Zeit „aus der Menschheit ausgetreten“ (121). Von der *Ästhetik*, die in der „Kritik der Urteilskraft“ erstmalig als selbständige philosophische Disziplin begründet wurde, werden wichtige Lehrstücke dargestellt, insbesondere Kants Auffassung von der Kunst und ihrem Verhältnis zu Natur und Sittlichkeit, sein Begriff der Zweckmäßigkeit und des Schönen. Die letzte Vorlesung umreißt an Hand der drei kritischen Hauptwerke und des Opus postumum Kants Stellung in der Frage der *Gotteserkenntnis*: Das Dasein Gottes läßt sich nicht beweisen, an Gott kann ich nur glauben; der Mensch ist ein Geschöpf Gottes, mit seinen Zwecken und seinem Leben ein Werkzeug des Endzwecks. Nink.

Hölters, H., Der spinozistische Gottesbegriff bei M. Mendelssohn und F. H. Jacobi und der Gottesbegriff Spinozas (Universitäts-Archiv 97, philos. Abt. 15). gr. 8^o (92 S.) Emsdetten 1938, Lechte. M 3.60. — Spinozas Werk übte in der Zeit des deutschen Idealismus und der klassischen deutschen Dichtung eine tiefe Wirkung aus, die eine oft leidenschaftliche Erörterung hervorrief. Es erhebt sich die Frage: War es die eigentliche Lehrmeinung Spinozas selbst, die jener Zeit so wichtig war, oder aber besagt „Spinozismus“ eine Umwandlung der Lehre Spinozas? Diese Frage, näherhin die Frage, ob Spinozas Gottesbegriff bei Mendelssohn und Jacobi umgebildet sei, wird in der vorliegenden Arbeit sorgfältig und eindringend untersucht. Die Schrift, die Spinozas Gottesbegriff im Zusammenhang mit seinen Grundannahmen und seiner Erkenntnislehre, mit seiner Auffassung der Begriffe: Notwendigkeit, Unendlichkeit, Substanz und Modus kritisch prüft, kommt zu dem Ergebnis, daß Spinozas dynamischer Pantheismus von Mendelssohn, welcher der Gedankenwelt Spinozas näher stand, weit besser erfaßt worden sei als von Jacobi, der weit dem Gegensatz, dem Irrationalismus verfallen war. Jacobis Hauptfehler bei der Betrachtung der Lehre Spinozas war die statische Auffassung der Substanz und der Attribute, die völlige Verkennung des dynamischen Charakters dieses Systems. Nink.

Emge, C. A., und v. Schweinichen, O., Gedächtnisschrift für A. Schopenhauer zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages (Philos. Unters. 6). gr. 8^o (224 S.) Berlin 1938, Verl. f. Staatswissenschaft. u. Gesch. M 10.—. — Emge würdigt kurz Schopenhauer als Erzieher für die Gegenwart. A. Hübscher will Sch. verteidigen gegen den Vorwurf der Lebensfremdheit. Die Leistung Sch.s wird illustriert an der lähmenden Wirkung eines Kant auf den Dichter Kleist. Das Revolutionierende der Tat Sch.s liegt darin, daß seine Willensmetaphysik zum erstenmal wieder eine Sinnggebung auch für die dunklen und dämonischen Mächte des Lebens ermöglicht.

G. Ralfs untersucht System und Gestalt bei Sch. Gegenüber dem traditionellen Vorurteil, daß es bei Sch. an der inneren systematischen Geschlossenheit fehle, wird die Einheitlichkeit des Systems gezeigt. *G. Jacoby* schreibt über „die Welt als Vorstellung und die Welt als Wille ontologisch betrachtet“ vom Standpunkt seiner eigenen Wirklichkeitsontologie aus. *A. Gehlen* faßt die Resultate Sch.s zusammen. Diese liegen nicht im metaphysischen und systematischen Überbau des Kantianismus und der kosmologischen Willensmetaphysik, sondern in der neuartigen anthropologischen Grundlegung, in der von der Handlung ausgehenden Auffassung des Menschen, wobei das Leib-Seele-Problem, die Erkenntnisleistungen und die Abgrenzung vom Tier in wahrhaft originaler Weise bestimmt werden. *B. v. Juhos* fragt: Wie stellt sich die neuere Erkenntniskritik zur Philosophie Schopenhauers? Die Arbeit von *E. Jung*: „Über zutreffende Stoffgliederung in der Rechtswissenschaft, in den geschichtlichen Wissenschaften und in den Wissenschaften überhaupt“ hat keine Beziehung zu Sch. *I. Gasse* behandelt Sch. und die deutsche Strafrechtswissenschaft. Sie verfiucht im Sinne von Liszt einen klaren Determinismus. Der letzte Aufsatz von *H. Maus* „Die Traumhölle des Justemilieu“ ist eine scharfsinnige Kritik der Soziallehre Sch.s und zugleich ein düsteres Bild der Geistesbewegung des 19. Jahrhunderts. Das Titelwort ist aus Guizot entlehnt: *Le juste milieu en histoire ... ce sont les classes moyennes*. Die mächtige Rezeption Sch.s läßt mit Fug vermuten, seine Philosophie komme in wichtigen Stücken dem Weltbild des 19. Jahrhunderts, zumal des späten, entgegen. Die Ethik etwa entspricht in ihrer Simplizität dieser Epoche. Sch.s Philosophie ist „document humain und Urkunde des 19. Jahrhunderts in einem, dessen mythische Landschaft sie mit dem Namen nennt: die Hölle“ (201 f.). Schuster.

Steiff, U., Friedrich Nietzsches Philosophie des Triebes (Kulturphilos., philosophiegesch. u. erziehungswissenschaftl. Studien 12). gr. 8^o (78 S.) Würzburg 1940, Triltsch. M 3.— Niemand wird bei Nietzsche ein System der Philosophie suchen. Doch wirken in seinem leidenschaftlichen Kampf gegen Geist und abstraktes Denken, gegen Christentum und die sich sicher fühlende bürgerliche Welt gewisse Grundüberzeugungen vom Wesen und Wert der Welt und des Lebens. Diese in ihrem letzten Sinn und im Zusammenhang mit den geschichtlichen Quellen dargestellt zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden sorgfältig gearbeiteten Schrift. Die Wirklichkeit war für N., der an die Sinne glaubte, die Sinne liebte, diese Welt, die dionysische Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens, des Ewig-sich-selber-Zerstörens. Im letzten ist die Welt *Trieb, Triebkraft*, „über“ der und „hinter“ der es für N. nur das Nichts gibt, die selbst keiner Erklärung und keiner Ableitung mehr bedarf. — N.s *Metaphysik* ist eine Metaphysik des Werdens, der dynamisch-schöpferischen Triebhaftigkeit. Diese Lehre hat N. auf der Grundlage der Physiologie eigenständig aufgebaut, doch auch namentlich von Heraklit, Leibniz, Herder und Schopenhauer Einwirkungen erfahren. Die Existenzformen der Triebwirklichkeit sind Kampf, ewiges Werden, Prozeß des Lebens, das N. als heiliges verehrt, bejaht in der ewigen Wiederkehr, vergöttlicht geschaut in der Gestalt des Dionysos. — N.s *Anthropologie* sieht den Menschen als Triebwesen in allen Formen und Äußerungen seines Wesens und Lebens. Der Wille zur Macht ist die Grundkraft der Triebe, das Innerste und Letzte,

aus dem der Mensch lebt und handelt, zerstört und schafft. Die Dynamik des Willens zur Macht ist die Lebensgeschichte des Menschen, des Einzelnen wie der Gattung. Das Bewußtsein ist die Krankheit der Triebnatur des Menschen, der Geist nicht Widersacher des Lebendigen, sondern erkranktes Leben. N.s Anthropologie ist „Kritik an aller bisherigen Psychologie“ und hat ihrerseits von den Griechen, mehr noch von Macchiavelli und Hobbes, sowie von den französischen Moralisten und Psychologen Montaigne, La Rochefoucauld, Stendhal, Chamfort, Fontenelle und Guyau Anregungen empfangen. — Der Trieb ist das Fundament auch von N.s *Kulturphilosophie*. Indem die Triebkräfte des Menschen im dynamischen Prozeß des Schaffens in die Welt ausgreifen, entsteht Kultur gleichsam als Objektivierung des irrationalen, menschlichen Wesensgrundes, als letzte Selbstdarstellungsform der alleinigen, allumfassenden Triebwirklichkeit. Nink.

Pfeil, H., Die Tragik der Gottesleugnung (Katholische Missionsärztliche Fürsorge. Jahresbericht 1939, 107 ff.). — Der zeitnahe Aufsatz, auf den nachdrücklich hingewiesen sei, zeigt durch sorgfältig ausgewählte Texte aus Nietzsches Werken, daß N.s Philosophie ein Heroismus ist, der das Herrsein des Menschen und die Bejahung der Welt fordert, und daß N. alle antiheroischen Lehren zu vernichten und die eigene heroische Überzeugung auszubauen suchte. Im Kampf gegen alles Antiheroische lehnte er auch den Gottesglauben ab, da er meinte, daß dieser zur Verneinung der Welt und zur Versklavung des Menschen führe. Als neuen Wert seiner heroischen Lebensbetrachtung schuf N. den Mythos von Gott Dionysos, der lehrt: der Übermensch ist der Sinn der Erde; dadurch erhält das menschliche Streben nach Herrsein das höchste Ziel und die letzte Begründung. N. will eine neue Ethik, eine Ethik der Größe, und eine neue Religion, die dem Christentum in allem entgegengesetzt ist und es in Zukunft ablösen will. An die Stelle des christlichen Glaubens an den weltjenseitigen Gott tritt das Diesseitsideal des Übermenschen, an die Stelle der christlichen Hoffnung auf ein ewiges Leben im Jenseits die Überzeugung von der ewigen Wiederkehr des Gleichen im Diesseits und an die Stelle des christlichen amor Dei der amor fati. So ist Dionysos in N.s Religiosität der Antipode zu Christus; N.s Selbstdarstellung „Ecce-Homo“ endet mit den Worten: „Hat man mich verstanden? Dionysos gegen den Gekreuzigten“. N. hatte ein Sendungsbewußtsein: „Das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welche furchtbaren Entscheidungen mein ganzes Wesen sich dreht, und an welches Rad von Problemen ich gebunden bin — und daß mit mir eine Katastrophe sich vorbereitet, deren Namen ich weiß, aber nicht aussprechen werde“. „Fünfzig Jahre später werden vielleicht einigen ... die Augen darüber aufgehen, was durch mich getan ist.“ Nietzsche schrieb diese Sätze in den Jahren 1887 und 1884. Nink.

Litt, Th., Protestantisches Geschichtsbewußtsein. gr. 8^o (61 S.) Leipzig 1939, Klotz. M 1.80. — Bedeutet der Protestantismus Weltentleerung oder Weltverklärung? Diese Frage will L. an der protestantischen Geschichtsauffassung lösen, für die *Pestalozzi* als bezeichnender Vertreter gewählt wird. Durch ihre dialektische Form erscheint dessen Geschichtstheorie nahe an die idealistische herangerückt. Inhaltlich ist sie dieser aber schroff entgegengesetzt, einmal durch ihr Interesse für die „Namenlosen“, dann vor allem durch den nüchternen Blick für die Zweideutigkeit alles Mensch-

lichen. Pestalozzi bejaht Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, sieht aber auch die Möglichkeiten des Mißbrauchs, die schließlich sogar Sittlichkeit und Religion verkehren können. Die idealistische Auffassung von der Versöhnung der Gegensätze und der ständigen Höherentwicklung der Menschheit lehnt er ab. Diese Auffassung Pestalozzis stellt L. wegen der Schätzung des Einzelnen als echt christlich, wegen der Überzeugung von der Verderbnis des Menschen und der Unmöglichkeit, sich aus eigener Kraft emporzuarbeiten, als echt protestantisch hin. Dennoch führt diese Auffassung nicht zur „Weltentleerung“. Die Besinnung auf das Ewige schließt nicht aus, daß man sich mit Hingebung dem zeitlichen Wirken widmet, da dieses vom Überzeitlichen her seine ganze Tiefe erhält. — Ob diese Haltung typisch protestantisch ist, wollen wir nicht entscheiden; manche protestantische Theologen dürften das wohl bestreiten (vgl. z. B. Thielicke: Schol 11 [1936] 570 f.). Jedenfalls vermutet L. mit Recht, daß auf dem Boden katholischer Gläubigkeit der Bestimmung des Verhältnisses zum Diesseits und zur Diesseitsarbeit weniger Schwierigkeiten im Wege stehen. Der Grund ist die katholische Auffassung von der Analogia entis und die Ablehnung der schroffen reformatorischen Erbsündenlehre. (Bei Pestalozzi, der noch stark unter dem Einfluß der Aufklärung steht, tritt diese Erbsündenlehre nicht in ihrer Schärfe hervor.)
de Vries.

Reisch, E., Martin Deutingers dialektische Geschichtstheologie. Zugleich eine Einführung in den Geist seines Systems (Grenzfragen zwischen Theologie und Philosophie 12). gr. 8^o (XVIII u. 166 S.) Bonn 1939, Hanstein. M 5.60. — Die Gegenwart zeigt ein wachsendes Interesse für Deutinger, jenen Mann, der während seines Lebens vielen als ein unklarer Schwärmer oder gar verbohrt-er Fanatiker erschien, der die Erneuerung der Scholastik als ungeschichtliche Restauration und falsche, künstliche Konservierung verurteilte, dem Stehenbleiben Empörung gegen die Wahrheit war. Da darf eine Darstellung seiner Geschichtstheologie, die weithin Geschichtsphilosophie ist, des Interesses gewiß sein. Die vorliegende Arbeit zeichnet die Grundzüge der Geschichtsphilosophie D.s und wertet ihn, den Schüler von Görres, Schelling und Baader, den Freund Döllingers, nicht als bloßen Epigonen, sondern als selbständigen Denker, der um eine Überhöhung der Scholastik und der idealistischen Identitätsphilosophie bemüht war. Kenner der Scholastik dürften wohl die Frage stellen, um welche neue Gedanken das scholastische Erbgut durch D. bereichert worden sei; Kenner der Identitätsphilosophie, wie diese innerlich in ihren Grundgedanken durch D. überwunden sei. Beides ist aus der vorliegenden Schrift nicht recht ersichtlich. Die Schrift würde ferner besser wirken, wenn einige polemische Nebenbemerkungen fehlten und Abwertungen scholastischer Bestrebungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. sachlich begründet wären.
Nink.

Röhr, R., Graf Keyserlings magische Geschichtsphilosophie (Stud. u. Bibliograph. z. Gegenwartsphilos. 26). gr. 8^o (X u. 80 S.) Leipzig 1939, Hirzel. M 3.30. — Die Schrift, schon 1935 im wesentlichen vollendet, legt zuerst die „Sinnmetaphysik“ Keyserlings dar, um dann dessen Geschichtsphilosophie zu würdigen. Der „Sinn“ ist an sich unbegreifbar, realisiert sich aber, indem er sich ausdrückt und so der Schöpfer der Erscheinungen ist. Doch läßt er sich überhaupt nicht objektivieren, und darum ist auch keine seiner Gestaltungen ernst zu nehmen. So aber wird der Mensch,

der nichts ernst nimmt, zum „Schauspieler“, einem bloßen Zuschauer; seine Vollkommenheit liegt in der „Weltüberlegenheit“, durch die er sich allen irdischen Verpflichtungen entzieht. Die geschichtliche Gesetzmäßigkeit ist „der Konflikt zwischen magischer Kraft und irdisch dynamischer Entzweiung, emporgehoben in die Sphäre der weltüberlegenen Unverbindlichkeit“. Die Weltgeschichte ist ein Kampf zwischen Materie und Geist, wo es um das magische Sichdurchsetzen des Sinnes bzw. des Geistes geht und zwar mit Hilfe der Menschheit. Der Inhalt der Geschichte ist der „Sinn, insofern er in ihr und in ihrer Gestaltung, die er aber nicht ernst nimmt, seinen Ausdruck gefunden hat“. Ziel der Geschichte ist somit die Verwirklichung des höchsten Menschheitswertes, besonders der „Weltüberlegenheit“ durch das Buchstabieren, d. h. das Verstehen der Symbole, also durch Magie. — R. tadelt an der Geschichtsphilosophie Keyserlings vor allem das mangelnde Verständnis gegenüber Rasse und Volk als Kultur- und Geschichtsfaktoren und den Abstand von wahrer Geschichtswissenschaft. Die Darstellung selber durch R. ist klar, soweit dies das verworrene Gedankengut des magischen Philosophen gestattet. Am Schluß fragt man sich allerdings unwillkürlich, ob ein Mann wie Keyserling, der überhaupt nichts ernst nimmt und mit unsäglicher Oberflächlichkeit Dinge beurteilt, von denen er nichts versteht, verdient, daß man ihm so viel Beachtung schenkt. Rast.

Liebe, A., Die Ästhetik Wilhelm Diltheys. 8^o (77 S.) Bleicherode 1938, Nieft. *M* 2.60. — Dilthey hinterließ keine systematisch durchgeführte Ästhetik, sondern nur Betrachtungen über zwei Gebiete der Kunst, nämlich über Poesie und Musik. Seine Äußerungen sind auf dem Hintergrund seiner Lebensphilosophie vorsichtig zu einem Ganzen zusammenzufügen. Danach ist es Aufgabe und Ziel der vorliegenden Arbeit, „Poesie und Musik als Äußerungsformen des Lebens selbst psychologisch und historisch auf dem Wege der Beschreibung in ihrem Wesen aufzuhehlen“ (7). Grundlegend für das künstlerische Schaffen ist das Erlebnis, das aber nicht einfach hingenommen, sondern in Überschreitung der Wirklichkeit vor allem durch die schöpferische Phantasie in ein höheres Ganzes umgewandelt wird. Das so entstehende Kunstwerk muß jedoch so viel Lebensnähe bewahren, daß es den ästhetischen Eindruck im Nacherlebenden zu erzeugen vermag, indem es „durch sinnliche Energie des Bildzusammenhanges, mächtigen Gefühlsgehalt, Bedeutsamkeit für das Denken eine dauernde Befriedigung hervorbringt“ (36). Was packt, ist, daß das Wirkliche „tiefer verstanden werden kann“ (39), und schließlich bei den größten Dichtern Zusammenhang, Sinn und Wert des Lebens selbst aufleuchtet. Bei der Musik erforscht Dilthey das musikalische Verstehen und zwar nach der Seite der Eigengesetzlichkeit der Tonmittel und ihrer Ausdruckswirkung hin; eine musikalische Bedeutungslehre wäre erst noch zu schaffen. — Auch hier zeigen sich die Stärke und die Schwäche des Diltheyschen Philosophierens zugleich. Dem wundervollen Einfühlungsvermögen in seelische Strukturen steht die Scheu vor erklärenden Hypothesen gegenüber. Einerseits geht er auf Allgemeingültigkeit aus, insofern die seelische Struktur etwas Bleibendes darstellt; andererseits müht er sich nicht um das überzeitliche Wesen des Schönen, sondern gibt jedem Zeitalter sein „eigenes und nur für dasselbe gültiges Kunstideal“ (51). Seine Methode reicht eben nicht aus; sie ruft nach metaphysischer Verankerung. — Die Verfasserin ist eine getreue Berichterstatlerin, könnte aber manche Wiederholung vermeiden. Lotz.

Kerschensteiner, Maria, Georg Kerschensteiner. Der Lebensweg eines Schulreformers. Mit 8 Tafeln. 8^o (208 S.) München 1939, Oldenburg. M 4.80. — Nicht das menschlich warm gezeichnete Persönlichkeitsbild des 1932 verstorbenen Münchener Pädagogen, das seine zweite Gattin liebevoll und plastisch zeichnet, rechtfertigt eine kurze Anzeige dieser Biographie in unseren Blättern, sondern die allerdings hinter dem Menschlich-Persönlichen stark zurücktretenden Hinweise auf das praktische und theoretische pädagogische Wollen dieses ringenden Mannes, der aus echtem erzieherischen Eros heraus das Bildungswesen des deutschen Volkes umzugestalten suchte, und dessen Einfluß sich weit über die deutschen Grenzpfähle hinaus erstreckte. Man verfolgt mit innerer Anteilnahme den Werdegang dieses Erziehers, der sich vom Schulgehilfen in kleinen bayerischen Landschulen über die höhere Schule zum Stadtschulrat von München und Universitätsprofessor und zum großen Organisator namentlich des Berufsschulwesens emporrang. Man steht erschüttert vor seinen weltanschaulichen Kämpfen, in denen er vom katholischen Glauben seiner Väter wohl hauptsächlich über das für ihn ungelöste Problem der Vereinbarung von Wunder und Naturkausalität zum Pantheismus gelangte. Man erlebt sein Ringen um die Reform und um eine tragfähige Bildungstheorie, die den ganzen Menschen vom Kerne seines Charakters umgreifen sollte. So viel Wertvolles er zweifelsohne geschaffen hat, so starke Anstöße von ihm ausgingen, so bedauert gerade der, der ihm auch persönlich nähertreten durfte, daß dieser Sucher sich nicht zu einer letzten sicheren Fundierung seines Systems durchzuringen vermochte.

Schröteler.

* * *

Schinzinger, R., Über Kitarô Nishidas Philosophie: Mon-Nipp 3 (1940) 28—39. — Auf wenigen, aber inhaltsreichen Seiten macht uns Sch. mit den Lebensdaten, Schriften und Grundgedanken Nishidas, des bedeutendsten japanischen Philosophen der Gegenwart, bekannt. In Nishida begegnen sich die abendländische, besonders deutsche Philosophie (Kant, Fichte, Hegel) mit dem japanischen Geist. Obwohl in Begriffsbildung und Problemstellung von Europa befruchtet, offenbart Nishida doch in der Problemlösung die japanische Eigenart. Dabei geht die Auseinandersetzung bis zur Tiefe der weltanschaulichen Grundlage; es ist ein Ringen um die ewigen Probleme der Menschheit mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß die geistige Eigenart der Völker die metaphysische Einheit des Menschseins nicht aufhebe. — Eine inhaltliche Kennzeichnung der Philosophie Nishidas an dieser Stelle müßte sich mit einigen Ismen begnügen, was um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen besser unterbleibt.

Brugger.

Das, B., The science of the Self. The principles of Vedanta-Yoga. 8^o (XVI u. 273 S.) Benares 1938, Indian Book Shop. Sh 3.— — Ursprünglich als Beitrag für das Sammelwerk „Contemporary Indian Philosophy“ (hsgb. von Radakrishnan und Muirhead, London 1936) bestimmt, wo aber nur ein kurzer Auszug aufgenommen werden konnte, gibt das vorliegende Buch einen Überblick über die Grundgedanken der reichen schriftstellerischen Tätigkeit des Verfassers. Seine Grundanschauungen faßt er selbst in einem kurzen „Glaubensbekenntnis“ zusammen. Er glaubt an unendlich viele, geistige und individuelle Seelen. Diese bilden in unaufhörlichem Wechsel der Wiedergeburt stoffliche Leiber, trennen sich von ihnen und bilden neue. Jede Seele geht durch alle möglichen Zu-

stände des Glückes und Unglückes, der Sünde und der Tugend hindurch, die sich im ganzen wieder aufheben. Der Lauf der Weltentwicklung ist nicht geradlinig, sondern kehrt kreisförmig in sich selbst zurück. Hinter all der scheinbaren Vielheit und Veränderung steht aber das eine, unveränderliche Selbst, mit dem alles in Wirklichkeit identisch ist. — In dieser „widerspruchsvoll scheinenden“ All-Eins-Lehre sieht D. nicht nur eine befriedigende Erklärung aller theoretischen, sondern vor allem *die* Lösung aller praktischen Fragen, besonders das Heil für allen Streit und Gegensatz. — Die Ausführung dieses Programms versucht D. auf allen Wissensgebieten, so daß sein Buch zur Enzyklopädie wird. Er zeigt reiche Kenntnis auch in der westlichen Literatur, wird aber durch seine Grundhaltung verhindert, deren Eigenart richtig zu erfassen. Es ist bei dieser Einstellung nicht weiter zu verwundern, daß D. auch die Grundeinheit aller Religionen verfiucht und seine Lehre auch mit Worten des Koran und der Bibel zu stützen sucht.

Brugger.

2. Ideen- und Literargeschichte der Scholastik.

Harrison Thomson, S., Progress of Medieval Studies in the United States and Canada. Bulletin 14. Boulder, Colorado 1939. — Th. übernimmt mit diesem Heft die Herausgabe des Progress, der diesmal die Jahre 1937 und 1938 umfaßt. Der Bericht enthält eine Liste der das MA betreffenden Vorträge amerikanischer Gelehrten in wissenschaftlichen Gesellschaften, eine solche von bereits angekündigten Büchern und vor allem von amerikanischen Veröffentlichungen und Dissertationen über mittelalterliche Themata. Der Leser gewinnt dadurch einen guten Einblick in die immer umfangreicher werdende Tätigkeit Nordamerikas auf diesem Gebiete. Zur Erleichterung des praktischen Gebrauches wäre es vielleicht vorteilhaft, wenn man die Namen der Gelehrten, die in der betreffenden Zeit nichts veröffentlicht haben, und ebenso die Titel der noch nicht gedruckten oder gar erst in Angriff genommenen Dissertationen einfach fortließe. Ebenso würde überflüssige Arbeit gespart, wenn die Übersicht nach sachlichen Gesichtspunkten geschähe mit nachfolgendem Personenverzeichnis. Th. will den Bericht in den folgenden Jahren noch weiter ausbauen.

Pelster.

Sweet, A. H., The Library of St. Radegund's Abbey: The Engl-HistRev 53 (1938) 88—93. — Aus diesem Bibliothekskatalog des Cod. B. 336 Rawlinson der Bodleiana, der im 14. Jahrh. geschrieben ist, der aber in der Hauptsache den Bestand des beginnenden 13. Jahrh. widerspiegelt, seien hervorgehoben: die Summa magistri Roberti de . . . d — es muß wohl Robertus de Melod(uno) sein —, Sermones Cancellarii Parisiensis (Philippi), Summa magistri Praepositini, zwei Elucidarii unter dem Namen Anselms, Eulogium Johannis de Cornubia, Notule super secundum, tercium et quartum librum sententiarum. Die Philosophie fehlt bezeichnenderweise vollständig.

Pelster.

Grabmann, M., Methoden und Hilfsmittel des Aristotelesstudiums im Mittelalter (Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos. hist. Abt. 1939, 5). gr. 8^o (198 S.) München 1939, Beck. — Es war niemand so geeignet, uns eine erste größere zusammenhängende Darlegung über die verschiedenen Literaturgattungen des mittelalterlichen Studiums der aristotelischen Schriften zu geben, wie Gr., der so viele Aristoteleskommentare und damit zusammen-

hängende Schriften erst aus dem Dunkel der Bibliotheken entrissen hat. Dadurch war er gezwungen, die einzelnen Arten der mittelalterlichen Schriftstellerei um den Stagiriten säuberlich zu scheiden und einzuordnen. So wird auch dem Nichtfachmann nun die Möglichkeit geboten, einen Blick in das weitverzweigte Schrifttum werfen und leichter ihm vorkommende Werke und Literaturgattungen einordnen zu können. Denn mit Recht weist Gr. darauf hin, daß das *gesamte* mittelalterliche Geistesleben — einschließlich selbst der Medizin — von diesen Schriften beeinflußt ist. Wir erhalten eingehend Auskunft u. a. über die Einrichtung und Anordnung der mittelalterlichen lat. Aristoteleshs, die geschichtliche Entwicklung der Methode und Technik der eigentlichen Kommentare, die verschiedenen anderen Bearbeitungen der aristotelischen Schriften in abbreviaciones, Summulae, Compendia, Epitomata (immer an Hand hss Materials), die Aristoteleslexika und -tabulae wie über die Excerptlitteratur der Flores und Auctoritates. Diese zusammenfassenden Darstellungen geben somit jetzt die Gelegenheit, hier anzusetzen und im einzelnen weiterzuforschen und auszubauen. Es sei insbesondere auf das wichtige 3. Kap. über die geschichtliche Entwicklung der Kommentare hingewiesen. Die frühe Erklärung bis weit in das 12. Jahrh. steht zunächst wesentlich unter dem Einfluß des Boethius. Er ist noch bei Abaelard sehr stark. Jedoch zeichnet eine recht persönliche Note diese frühen Kommentare vorteilhaft gegen die späten oft sehr schematischen aus. Dieses Persönliche zeigt sich auch im munteren Kampf um die echte Interpretation. Gr. hat hier eine ganze Reihe von Namen bereits aus dem 12. Jahrh. nachgewiesen, die sich gegenseitig um das echte Verständnis ihres Meisters bekämpfen — bis hin zur Formel: *Bene dixisti, quia non intellexisti*, wie Alberich seinem Gegner Abaelard in Freundschaft oder Feindschaft sagt (24). Dadurch ist unser Bild von der Kommentartätigkeit der Frühscholastik ein wesentlich volleres geworden, besonders da durch Gr.s Neufunde neben der Fülle der Kommentare auch bereits die einzelnen Sonderformen des 13. Jahrh. in den Quästionenformen oder auch in mehr eigenständigen Arbeiten hier vorgebildet sind. Jedenfalls ist so die Blütezeit des 13. Jahrh. mit der Vorzeit enger verbunden, als man bisher meist annahm — auch inhaltlich, worauf Gr. gut hinweist. Es wäre daher wohl einmal sehr zu wünschen, wenn die bedeutenderen dieser früheren Kommentare in einem Corpus ganz zugänglich gemacht würden, wie es B. Geyer in seiner so vorbildlichen Form bereits mit den Kommentaren Abaelards getan hat.

Weisweiler.

Löhr, G. M., Die älteste theologische Promotionsordnung der Kölner Universität: ArchFrPraed 9 (1939) 214—222. — Dieser Veröffentlichung der ältesten Abschrift eines uns erhaltenen Kölner Doktordiploms (heute in Cod. 5237 der Pariser Nationalbibl.), die zugleich als Kanzleiformular diente, kommt deshalb ein besonderer Wert zu, weil der Inhalt uns genau über die Promotionsordnung zu Köln und Paris um die Wende des 14. Jahrh. unterrichtet: Examen rigorosum publicum im Beisein von elf Theologieprofessoren, darauf Praesentation als eines geeigneten Kandidaten vor dem Vizekanzler, feierliche Erteilung der Lizenz nach Abhaltung einer Collatio, Vesperien, in der gegen älteren Brauch nur *eine* Frage disputiert und determiniert wird, feierliche Recommendatio der Theologie mit Aufsetzung des Doktorhutes, darauf die Disputatio in aula und im Anschluß daran der große Doktorschmaus im Kapitel-

saal der Dominikaner, an dem der Rektor, die Doktoren, Magistri sämtlicher Fakultäten und viele andere Prälaten und angesehene Leute teilnahmen. Zu Anfang gibt L. ein Verzeichnis sämtlicher Dominikanerprofessoren an der Kölner Universität vom Beginn bis 1563. Der letzte Antonius de Mendoza hat unter dem bekannten Jesuiten Coster promoviert. Pelster.

* * *

Hablitzel, J., Paschasius Radbertus und Hrabanus Maurus: *StudMittGeschBenO* 57 (1939) 113—116. — Die Abhängigkeit des Mt-Kommentars des Paschasius von dem gleichnamigen Hrabans wird von H. durch den Vergleich einer Anzahl von Stellen wahrscheinlich gemacht. Es handelt sich um Texte aus den letzten Büchern (9, 10, 12), für die mit Ausnahme einer Stelle aus Klaudius bisher eine Quelle für Hrabans Auslegung nicht gefunden werden konnten. Daß Paschasius als der zeitlich etwas spätere auch diese sonst nicht bei anderen früheren Erklärern bezeugten Texte bringt, ist gewiß ein gewichtiger Grund dafür, daß er sie von Hraban übernahm. Es bleibt freilich noch die absolute Möglichkeit einer anderen Quelle, solange wir über diese Frühzeit noch so im Dunkeln sind. Das stößt aber die vorgetragene Ansicht als gutbegründete Arbeitshypothese nicht um. Weisweiler.

Landgraf, A., *Commentarius Cantabrigiensis in epistolas Pauli e schola Petri Abaelardi: 2. In epistolam ad Corinthios primam et secundam, ad Galatas et ad Ephesios* (Publ. in med. Stud. 2, 2). gr. 8^o (S. 225—446) Notre Dame, Indiana, 1939. — In gleich vorzüglicher Weise wie den ersten (vgl. Schol 14 [1939] 119 f.) gibt uns L. hier den zweiten Teil des von ihm gefundenen Paulinenkommentars der Abaelardschule, der den Meister wiederum öfters als „Philosophus“ einführt. Aber auch an einer Reihe anderer Stellen, wo dieser Name nicht ausdrücklich genannt ist, sondern nur von einem „inquit“ die Rede ist, wird sicher Abaelard gemeint sein, wie aus einer Anzahl echt abaelardscher Lehren in solchen Ausführungen hervorgehen dürfte. Ob die Vermutung von L. zutrifft, daß ein Paulinenkommentar des Meisters hier zugrunde liege, läßt sich m. E. aus dem vorliegenden Teil noch nicht erschließen, da die in ihm auf Abaelard zurückgeführten Fragen von mehr allgemeiner Bedeutung zu sein scheinen, die also auch bei anderer Gelegenheit ausgeführt sein können. Immerhin aber ergibt sich alles leichter, wenn die Annahme eines Kommentars stimmt. Die Abaelard eigens zugewiesenen Stücke findet man im Inhaltsverzeichnis unter dem Stichwort „Philosophus“ zusammengestellt. Das wird man dankbar begrüßen, da in ihnen der eigentliche Wert des neuen Kommentars liegt. Aus dem Sachverzeichnis sei auf folgende dogmatisch wichtige Punkte verwiesen, die im vorliegenden Teil u. a. behandelt sind: Gott (Einheit, Allgegenwart, Dreifaltigkeit), Glaube, Gesetz, Gewissen, Tugenden, Liebe, Engellehre, Christus (Wissen, Unsündlichkeit u. a.) Kirche, mystischer Leib, Erbschuld, Sakramente (Taufe, Eucharistie [sehr eingehend], Schlüsselgewalt, Ehe [recht eingehend]). Weisweiler.

Hesse, Th., *Gottes Liebesoffenbarung als Begründung der menschlichen Liebesgerechtigkeit bei Abaelard*. gr. 8^o (30 S.) Essen 1939, Druckerei Gemeinwohl. Dissertation. — Aus der Baseler Gesamtdissertation bei K. Barth: *Natur und Gnade bei Abaelard*, eine Untersuchung über seinen Caritas-Begriff, legt H. das 4. Kapitel in Teildruck vor. Es enthält Abaelards Lehre von der Erlösung und Rechtfertigung, vor allem nach dem Römerbrief-

kommentar. Die klassische Formulierung Abaelards über die Erlösung sieht H. in der Offenbarung und dem Erweis der Liebe Gottes. Unter scharfer Abweisung jedes Rechtes des Teufels aus dem Fall des Menschen gegen Gott, das ihm durch eine Erlösung genommen werden mußte — daß die Patristik wie die Frühcholastik dieses „Recht“ nur in einem weiteren Sinn verstand, hat eingehend J. Rivière, *Le dogme de la Rédemption au début du Moyen-âge*, Paris 1934 nachgewiesen; so bedarf die bereits vorsichtige Formulierung, daß „anscheinend“ die enge Auffassung vom Recht des Teufels die „normal kirchliche“ damals gewesen sei, noch der Ergänzung — und unter Ablehnung aller Notwendigkeit von Seiten Gottes gegenüber dem Menschen — eine andere Frage wäre wohl die nach der Notwendigkeit gegenüber seinem eigenen Wesen, die einer näheren Untersuchung einmal wert wäre — tritt dieser Erweis der Liebe Gottes als Grund der Menschwerdung tatsächlich stark in den Gedankenkreis Abaelards. Wenn H. freilich daraus den Schluß ziehen möchte, daß „mit der Lösegeldtheorie auch alle Gedanken an die Gesamtschuld der Menschheit und an die Solidarität mit ‚Adam‘ ausgeschaltet“ sei (9), so daß nur das persönliche Gegenüber von Gott und Mensch in dieser Liebe bleibe, dann ist er damit dem *Gesamtsystem* nicht ganz gerecht geworden, wenn auch richtig gesehen ist, daß die persönliche Liebe hier stärker hervortritt als in der gewöhnlichen Auffassung der Zeit. Denn die Erlösung wird nur *mehr* geschaut als Befreiung von der Erbstrafe und ihren persönlichen Folgen denn von der Erbschuld. Daher wirkt auch die abaelardsche Formel: *quae non solum nos a servitute peccati liberat* (11) nicht wie ein eigentlicher Fremdkörper, sondern ist tatsächlich ein Teil des gesamten Denkens des Philosophus peripateticus, wenn auch, und hier sieht H. ganz recht, darin nicht das Ganze, ja nicht einmal das Wesentlichste der Erlösungslehre nach ihm besteht. Das hat H. gut und eindringlich herausgearbeitet. Der ganze Abaelard aber ist, wie die neuen Forschungen von Rivière, Martin, Ostlender und Landgraf zeigen, seiner Zeit mehr verhaftet, als sein großer Gegner Bernhard von Clairvaux und nach ihm die folgende Forschung annahm. Hoffentlich schenkt uns der Verf. in der Veröffentlichung seiner Gesamtarbeit auch noch diese Seite Abaelards näher. Weisweiler.

Spedalieri, F., *Il libr. 1 del „De Sacramentis“ di Ugo di S. Vittore in un manoscritto della Biblioteca Naz. di Torino: Greg 20 (1939) 264—272.* — Eine Untersuchung des bisher kaum behandelten Cod. E V 24 der Nationalbibl. Turin lieferte zwei wertvolle Ergebnisse: Neben Cod. Cent. III 77 der Stadtbibl. Nürnberg, den Denifle aufgefunden und Gietl ediert hat, kennen wir nunmehr ein zweites Exemplar der *Sentenzen Roland Bandinellis* (Alexander III), das nach den mitgeteilten Proben einen besseren Text zu besitzen scheint. Ob dieser Teil der Hs wirklich im 14. Jahrh. geschrieben ist, wie Sp. glaubt, müßte noch einmal untersucht werden. Ein so spätes Datum wäre jedenfalls recht auffallend. Zweitens enthält die Hs je ein *Additum zu De sacr.* I. 1 p. 4 c. 3—4 über die verschiedenen Willensbezeichnungen in Gott und zu I. 1 p. 5 c. 28—29 über die verschiedene Weise, wie Gott den Willen der bösen Engel bezwingt. Beides sind nähere Erläuterungen zu dem in *De sacr.* Gesagten, Antworten auf entsprechende Fragen. Sie gehören nicht zum Text, sind auch keine späteren Einlagen in denselben; sie wären aber ohne Zweifel von Hugo benutzt worden, wenn er eine zweite Auflage gemacht hätte. Die Einleitungs-

worte: In hoc eodem tractatu ... dixi zeigen, daß Hugo noch weitere Erläuterungen zu seinem Werk gegeben hat. Pelster.

Studený, F., S. V. D., John of Cornwall an opponent of Nihilianism. A study in the christological controversies of the twelfth century. gr. 8^o (152 S.) Wien 1939, St. Gabriel. Dissertation. — Der Verf. will durch seine Untersuchung eine Grundlage für eine spätere abschließende Behandlung des Nihilianismus legen. Er gibt zunächst eine kurze Übersicht über Leben und Werke Johanns von Cornwall. Unter dem Einfluß des Lombarden übernimmt C. den Nihilianismus, gibt ihn aber später als Schüler Roberts von Melun wieder auf und betreibt durch seine Schrift Eulogium ad Alexandrum III Papam die Verurteilung dieser Irrlehre. Die Untersuchung erstreckt sich auf das Eulogium, das einzige sicher authentische Werk des C., und die Apologia de Verbo Incarnato, die ihm heute von den meisten nicht mehr zugesprochen wird. Ausgangspunkt in dieser Frage sind die drei Meinungen, die Petrus Lombardus zur Erklärung der hypostatischen Union vorgelegt hat (I. 3 d. 6). Kennwort für die dritte Auffassung (akzidentelle Einigung) ist der Satz: *Christus secundum quod homo non est aliquid, sed habet aliquid* (i. e. habet hominem), so wie man auch sagt: *Homo habet vestem, non est vestis*, um so den Charakter der akzidentellen Einigung hervorzuheben. Indem man nun das „non“ hauptsächlich auf das „aliquid“ bezog, wurden die Vertreter dieser Ansicht von ihren Gegnern Nihilianisten genannt (zuerst bei Walter von St. Viktor). Methodisch geht der Verf. so voran, daß er die von Thomas gegebene Erklärung und Vergleichung der drei Ansichten für seine Untersuchung zugrunde legt und an deren Hand das Eulogium und die Apologia überprüft. Er kommt zu dem Ergebnis, daß sowohl C. als auch der Verfasser der Apologia bei der Abwehr des Nihilianismus selbst dem Irrtum der ersten Ansicht erlegen sind und in Christus zwei eigentliche supposita verteidigt haben. Den entscheidenden Beweis bildet die Feststellung, daß beim Kampf C.s gegen den Satz: *Christus secundum quod homo non est aliquid* die Vertreter der 2. und 3. Ansicht auf eine Stufe gestellt und als Gegner behandelt werden, weil die ersteren, wenn sie diesen Satz verteidigen, ein suppositum humanum leugnen, die letzteren dagegen die substantielle Einigung verneinen. Nihilianisten und Vertreter der wahren Lehre werden also in gleicher Weise bekämpft. Zum selben Ergebnis kommt die Untersuchung auch für die andern Hauptgegner des Nihilianismus, Robert von Melun und Gerhoh von Reichersberg, daß sie Anhänger der 1. Auffassung gewesen sind. Schon bei Anselm werden Elemente der 1. Ansicht festgestellt und auch Hugo von St. Viktor neigt an manchen Stellen dazu, so daß die ersten Versuche der spekulativen Durchdringung nach dieser Richtung zu gehen scheinen. Dagegen werden die bisher angeführten Anhänger des Nihilianismus weitgehend entlastet. Gilbert de la Porrée erscheint als Vertreter der 2. Ansicht (ein suppositum). Bei Abaelard und Roland Bandinelli ist kein sicherer Anhaltspunkt für den Nihilianismus zu entdecken. Lombardus verteidigt ihn nicht, sondern läßt ihn nur als wahrscheinliche Lösung gelten. Als sichere Anhänger jedoch können Bandinus und Peter von Poitiers bezeichnet werden; letzterer wenigstens für das eine Element des Nihilianismus, da er die substantielle Einigung zwischen dem Leib und der Seele Christi leugnet. — Der Weg, den der Verf. bei seiner Untersuchung eingeschlagen hat, nämlich die

Ergebnisse der Theologie des 13. Jahrh. als Prüfstein zu benutzen, legt jedoch eine Gefahr nahe, weil der im 12. Jahrh. noch weniger entwickelte und unbestimmtere Sprachgebrauch gegenüber der scharf umrissenen Terminologie eines hl. Thomas leicht zu wenig berücksichtigt wird. Manchmal hat man den Eindruck, daß Ausdrücke, die für C. günstig sind, abgeschwächt, und Texte, die zu seinen Ungunsten sprechen, gepreßt werden. Wenn C. z. B. zur Begründung seines Satzes *Christus secundum quod homo est aliquid* anführt, daß für die Akzidentien (*pueritia, passio* usw.) ein Subjekt gegeben sein müsse (56), so folgt nicht notwendig daraus, daß dieses *subjectum humanum* auch ein *suppositum humanum* ist, weil es sich ja hier ausdrücklich um eine Gegenüberstellung zu den Akzidentien handelt. Zu S. 119 ist zu bemerken, daß Anselm den Satz: *Homo assumptus persona est* nur als Einwand vorträgt. Zum Kreis um Gerhoh von Reichersberg vgl. nun: H. Weisweiler, Rüdiger von Klosterneuburg an der Seite Brüder Gerhoh und Arno von Reichersberg (Schol 14 [1939] 22 ff.). — Zustimmung verdient aber sicher der Widerspruch des Verf. gegen die verbreitete Darstellung, daß der Nihilianismus folgerichtig zum Adoptionianismus führe. Diese Gefahr ist vielmehr mit der 1. Meinung gegeben, die neben dem göttlichen noch ein menschliches *suppositum* annimmt, während es nach dem Nihilianismus in Christus gar kein menschliches Subjekt gibt, das einer Adoption fähig wäre. Er bereitet höchstens durch die Leugnung der hypostatischen Union einer adoptionistischen Auffassung die Wege. Nach einer Übersicht über die kirchliche Stellungnahme zum Nihilianismus bemerkt der Verf. abschließend, daß diese Irrlehre wohl nie eine große Anzahl Anhänger gefunden habe. Buuck.

Lackas, P., Die Ethik des Wilhelm von Auxerre. Beiträge zu ihrer Würdigung. 8^o (VI u. 104 S.) Ahrweiler 1939, Kiefel. Dissertation. — Wie der Untertitel der Arbeit andeutet, handelt es sich nicht um eine Gesamtdarstellung der Ethik W.s. Auch ist fast nur die philosophische Ethik berücksichtigt, selbst bei der Lehre von den *dona*. Die Sakramentenlehre W.s, die Strake darstellte, scheidet also hier ganz aus. Hauptsächlich werden beurteilt die Lehre über die Synderese, die Willensfreiheit, das Naturrecht und die Tugenden, wobei auf die Entwicklung seit Augustin, mehr noch auf die Weiterbildung besonders beim hl. Thomas hingewiesen wird. Der Arbeit verleiht besonderen Wert die Einbeziehung der neuen Inedita-Forschungen z. B. Lottins und Landgrafs. Vielleicht schätzt L. die Leistung des Autors zu bescheiden ein, der zuerst die neuen Aristotelesschriften zitierte und der selbst von Thomas erwähnt wurde, der sichtlich unter seinem Einfluß stand. Höher denken von W. etwa Grabmann und C. Ottaviano (Guglielmo d'Auxerre, *La vita, le opere, il pensiero*, Rom [o. J.], *Bibl. di Filosofia e scienze*, N. 12). Hoffentlich kann L. uns in seiner sorgfältigsten Art auch eine Darstellung der theologischen Moral W.s schenken. Gemmel.

Käppeli, Th., Predigten Jordans von Sachsen: ArchFrPraed 9 (1939) 311—314. — Nach dem glücklichen Fund dreier Predigten Jordans durch A. G. Little und D. Donie kann K. auf Cod. 284 Amiens hinweisen, der höchstwahrscheinlich drei weitere Predigten enthält. Daß eine derselben gerade zu Beginn der Fastenzeit, an welchem Tage besondere Feierlichkeit und großer Zulauf waren, gehalten wurde, ist ein Zeichen für das große Ansehen, das Jordan genoß. In der gleichen Hs finden sich nach K. noch eine

Reihe von Predigten angesehener Pariser Magistri, so des Guiard von Laon, Odo de Castro Radulphi, des Philippus Cancellarius, Wilhelm von Durham und des fr. Guerricus. Pelster.

Landgraf, A., Bemerkungen zum Sentenzenkommentar des Cod. Vat. lat. 691: FrSt 26 (1939) 183—190. — L. macht auf ein interessantes literargeschichtliches Problem aufmerksam. Nachdem A. Fries (ArchFrPraed 5 [1935] 326—340), gestützt auf solide Gründe, Cod. Vat. 691 für Guerricus in Anspruch genommen hat, zeigt L., daß die Hs wenigstens in 3 Fragen ein Auszug aus Hugo a St. Charo bzw. Odo Rigaldi ist. Er knüpft daran die Frage, ob nicht, wie dies bei den Sentenzenglossen der Fall war, auch diese ersten Kommentare in Quästionenform einfach Kompilationen aus verschiedenen Auktoren sind. Mir scheint nach den Ausführungen L.s, daß der Kommentar als Ganzes kaum von Guerricus († vor 1245) sein kann; denn Rigaldis Kommentar war 1245 günstigsten Falles eben fertiggestellt. Der sogenannte Kommentar des Guerricus ist also von neuem daraufhin zu prüfen, ob er ein einheitliches Ganzes ist — hier können Formalkriterien helfen — und wenn dies der Fall ist, ob er Guerricus gehört oder ihn nur stark benutzt hat. Pelster.

Henquinet, F. M., Les manuscrits et l'influence des écrits théologiques d'Eudes Rigaud O. F. M.: RechThAncMéd 11 (1939) 324—350. — Diese Arbeit ist wegen ihrer vollständigen Literaturangabe und der Übersicht über sämtliche Hss für jeden, der sich näher mit dem Franziskanerlehrer und späteren Erzbischof von Rouen Odo Rigaldi († 1278) befassen will, unentbehrlich. H. fügt zu den bekannten Hss des Sentenzenkommentars mehrere hinzu, korrigiert oder vervollständigt verschiedene bisherige Angaben. Es folgt eine Übersicht über die Quaestiones disputatae. H. ist dann der erste, der sich etwas näher auch mit den von Odo abgeleiteten Kommentaren beschäftigt; sie zeigen neben der großen Zahl der erhaltenen Hss des Kommentars selber, wie weitreichend dessen Einfluß war. Besonders ist Cod. 182 Assisi zu beachten, den H. zuerst mit Muße studieren konnte; er enthält neben dem 3. Buche Odos den Teil eines Kommentars zum dritten Buch, der aus Hugo von St. Cher und Odo gemischt ist. Damals standen die Schulen noch friedlich nebeneinander, wie auch die Verbindung von Albert und Odo in Cod. 825 Troyes und Cod. 462 Douai zeigen. Es ist nicht gerade leicht, dem Verf. in der Beschreibung der Hss mit all den eingestreuten Verbesserungen, kritischen Bemerkungen, Hinweisen auf andere Fragen zu folgen; wie H. betont, sind obendrein die älteren Arbeiten nicht einfach überflüssig geworden. Wer nicht ex professo alle Einzelheiten zu würdigen hat, wird sicherlich manches übersehen oder bald vergessen. Diese und andere ähnliche Arbeiten veranlassen einen wissenschaftlichen Stoßseufzer. Vielleicht könnte man dem armen Leser viel Zeit und Arbeit auf folgende Weise ersparen. Entweder setzt man die früheren Arbeiten voraus und gibt aus ihnen nur so viel als zum Verständnis der Erweiterungen oder Verbesserungen unbedingt nötig ist, so daß man das Neue sofort erkennen kann, oder aber man macht die früheren Arbeiten überflüssig, indem man *alles* Wesentliche aus ihnen aufnimmt. Der Mittelweg verdoppelt unnütz die Arbeit. H. klagt einige Male sehr zurückhaltend darüber, daß man schon früher von ihm ausgesprochene Ansichten nicht beachtet habe. Ich klopfe da gern an meine Brust und erkenne immer mehr, wie wahr das Wort meines Lehrers, des jüngst ver-

storbenen Berliner Historikers L. Marcks, ist, daß inbezug auf übersehene Literatur gar viele Historiker ein mit dem Alter zunehmend schlechtes Gewissen haben. Trotz diesem unverkennbaren Mangel möchte ich glauben, daß selbständiges Forschen und Arbeiten noch wichtiger ist als der beste, mit größtem Aufwand an Zeit und Mühen hergestellte Zettelkatalog, der neben manch Gutem die Gefahr des Alexandrinertums mit sich bringt. Gewiß bleibt das Ideal, von jeder Frage eine kurze Geschichte zu geben, jene zu nennen, die das Problem aufgeworfen und wirklich gefördert haben, die übrigen der verdienten Vergessenheiten anheim zu geben und dann weiter zu arbeiten. Schon durch diese Auswahl verlören die Literaturverzeichnisse an Umfang und gewännen an Wert. Aber wo erreichen wir Menschen das Ideal? Eine Erleichterung ist es auch, wenn man wirklich Neues, auch wenn es nur einen einzelnen Punkt betrifft, nicht in ganz anders gerichtete Untersuchungen versteckt, sondern mit einer eigenen Überschrift versteht und als Kleinen Beitrag herausgibt. Pelster.

Auer, J., Hat Odo Rigaldi in seinen Quaestiones de gratia die gleichnamigen Quästionen des Johannes von Rupella benützt? FrSt 26 (1939) 313—332. — Die verwickelten Abhängigkeitsverhältnisse der Summa Ps.-Alexanders und der umliegenden Quästionen wird zu einem beliebten Gegenstand der Einzeluntersuchung. Das ist sehr zu begrüßen. A. stellt die Titel der Fragen des Sentenzenkommentars Rigaldis, seiner Quästionen, der Quästionen Rupellas bzw. der Summa nebeneinander, gibt in den Anmerkungen sehr viele Beobachtungen über Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in den einzelnen Fragen und kommt zu den Ergebnissen: Odo kennt zwar das Material Rupellas, hat aber seine Quästionen nicht gekannt; auch die S., wie sie heute vorliegt, hat er nicht benützt. Odo und Rupella haben eine gemeinsame Quelle, wahrscheinlich haben Odo und Rupella einer Disputation Alexanders beigewohnt und sich jeder auf seine Weise Notizen gemacht, die dann das Material zu den Quästionen bildeten. — Ein endgültiges Urteil wird nur nach selbständiger Durcharbeit des recht weitschichtigen Materials möglich sein. Doch muß ich vorläufig gestehen, daß mir diese kühne Hypothese recht unwahrscheinlich vorkommt. Ich vermisse durchschlagende Argumente dafür, daß Odo die Quästionen Rupellas nicht gekannt hat, negative genügen hier keineswegs; man muß auch bedenken, daß Odo noch andere Autoren, zur Verfügung hatte. Der Beweis, daß S. von Rigaldi abhängt (324 u. 328), scheint mir nicht gelungen. Wenn hier Abhängigkeit vorliegt, so ist sie offenbar auf Seite Rupellas. Die Annahme, daß Odo und Rupella, der längst magister regens ist, sich zu Füßen Alexanders setzen und sich Aufzeichnungen machen, ist doch gar kühn. Zu S. 327 sei bemerkt, daß ein Quaerebatur (oder auch ein Dicebat) *allein* keineswegs Anzeichen für eine Reportatio sind. Solche Ausdrücke kommen z. B. in den sorgfältig ausgearbeiteten Quästionen von Thomas oft genug vor. Die Arbeit gibt jedenfalls mancherlei Anregung. Pelster.

Henquinet, F., Ist der Traktat De legibus et praeceptis in der Summa Alexanders von Hales von Johann von Rupella: FrSt 26 (1939) 1—22, 234—258. — H. gibt zuerst ein vollständiges Verzeichnis aller Fragen De lege et de primo et secundo praecepto des Cod. Assis. 138 ff. 213^v—232^r; die entsprechenden Hauptfragen mit Inc. und Expl. des Cod. Vat. 782 sind schon im Katalog Pelzers angeführt. Er untersucht alsdann das Verhältnis

zur Summa und kommt zu folgendem Ergebnis: Die Redaktion in AV ist eine Nachschrift von Disputationen des Rupella. Dies ist sicher richtig und war mir seit 1933, da ich die Hs von Assisi zum letzten Mal untersucht habe, auf Grund von Formalkriterien evident. H. hat aber zu den von mir verwendeten Formeln noch einzelne hinzugefügt, die er für besser hält. Gut ist jedenfalls die neue Formel: *et hoc est quod vult dicere*, während die anderen etwas farblos und sehr allgemein gebräuchlich sind, aber doch ergänzenden Wert besitzen. Eine wichtige Bestätigung aus der Lehre ist, daß AV in der Einteilung der *conscientia* fast den gleichen Wortlaut wie die Summa de vitiis Rupellas hat. — Ein zweites Ergebnis: Diese Reportatio ist nicht unmittelbar in den Traktat *De lege et praeceptis* des dritten Teiles der Summa übergegangen, sondern in einer von Rupella selbst besorgten Überarbeitung. Der Beweis wird daraus geführt, daß in der Summa immer wieder anstelle der Formeln des Reportatum solche gebraucht werden, die für Rupellas ‚Editionen‘ charakteristisch sind. Aus diesem Grunde hatte ich im Greg 14 (1933) 405 gesagt, daß sich Rupella in der Abhandlung über die Menschwerdung und im Traktat *De legibus* besonders deutlich offenbare. H. bringt nun gute Gründe dafür bei — zumal ein *ut patebit*, das in der Summa keinen Sinn hat, wohl aber bei Annahme einer getrennten Sammlung von Quästionen als Hinweis auf die Summa de vitiis —, daß vor der Summa eine Überarbeitung von AV durch Rupella selbst vorlag. Allerdings entsteht jetzt eine Schwierigkeit für S., die H. meines Erachtens nicht genügend beachtet hat. Hat Rupella selbst diese Quästionen in S. aufgenommen oder erst ein anderer? Wenn wir Rupella hätten, wäre die Frage leichter zu beantworten; denn in diesem Fall könnte man nachprüfen, ob sich bei der Aufnahme weitere neue Kennzeichen einer Umarbeitung durch Rupella ergeben. Da jedoch manche Einteilungen und ebenso Einleitungen von Hauptfragen, die sicher nicht in der Sammlung der Quästionen standen, stark an R. gemahnen — ich machte (Schol 12 [1937] 546) darauf aufmerksam, daß *De lege* in S. mit dem gleichen Satz wie die Summa de articulis fidei Rupellas beginnt — so dürfen wir gewiß eine unmittelbare Mitarbeit Rupellas bei der Abfassung annehmen. Wie weit diese geht und wo die Einschübe anderer beginnen und aufhören, das muß, soweit dies möglich ist, noch näher geklärt werden. Daß der dritte Teil der Summa nicht *allein* von Rupella bearbeitet ist, sieht man schon daraus, daß zwischen der Einleitung zum Ganzen und jener zu *De lege* ein Widerspruch besteht. Nach der ersten müßte die Lehre von den Sakramenten sofort auf die Lehre von der Inkarnation folgen, während tatsächlich die Moral sich dazwischen schiebt. Man hat den Eindruck, daß Rupella zugleich an verschiedenen Traktaten arbeitete, aber nirgends fertig wurde. Am meisten fortgeschritten ist *De incarnatione*; aber selbst hier ist am Schluß ein großes Durcheinander; nachdem schon das Gericht behandelt, kommt noch einmal die Himmelfahrt. — Zum Schluß möchte ich zur weiteren Klarstellung der Methode eine kleine Berichtigung zu S. 255 anbringen. Es war nicht ein Zufall, daß ich bei Bestimmung weiterer Fragen besonders die Quästionen Rupellas in Cod. Toulouse 737 zu Grunde legte, sondern methodische Überlegung. Diese Fragen nämlich wurden ausdrücklich Rupella zugeschrieben und trugen dabei den Charakter guter Ausarbeitung; sie mußten also am besten seine Eigenart offenbaren. Es wurde übrigens von Anfang an auch die Summa *De anima*

herangezogen und deren Ähnlichkeit und Verschiedenheit betont (Schol 6 [1931] 334). Diese Basis wurde natürlich später bedeutend erweitert. Es freut mich im Interesse wissenschaftlichen Fortschrittes, daß die zumal von Lottin und mir immer bestimmter vortragenen Bedenken und Gegengründe gegen die Echtheit und Einheitlichkeit der Summa und anderseits die Methode der Formalkriterien zur Bestimmung anonymer Fragen und zur Auffindung des Verfassers oder Bearbeiters der Fragen der S., die begreiflicherweise gerade von einzelnen Herausgebern der S. scharf abgelehnt wurden, nun doch zu wesentlichem Fortschritt und zur langsamen Klärung zu führen scheinen. Pelster.

Hoogveld, H. E. J., *Inleiding tot leven en leer van S. Thomas van Aquino*. 3. Aufl. gr. 8^o (XII u. 217 S.) Nimwegen 1939, Dekker u. van de Vegt. Fl. 2.50; geb. Fl. 3.25. — Das Buch war ursprünglich eine Übersetzung von Grabmanns „Thomas von Aquin“, was noch in der im wesentlichen beibehaltenen Stoffanordnung hervortritt. Die 2. und noch mehr die vorliegende 3. Aufl. sind aber in solchem Ausmaß selbständig überarbeitet worden, daß das Ganze nunmehr ein neues Werk darstellt. Die neuere und neueste Literatur ist überall berücksichtigt. So ist eine recht gute und brauchbare Einführung in die thomistische Philosophie entstanden. Der 1. mit großer Sorgfalt gearbeitete geschichtliche Teil behandelt Leben, Persönlichkeit, Lebenswerk des Aquinaten und die ersten Geschehnisse seiner Lehre, der 2. Teil die Grundzüge seiner Philosophie (Erkenntnislehre, Glauben und Wissen, allgemeine Metaphysik, Gottes Dasein und Wesen, Gott und Welt, das Menschenbild, Ethik, Staats- und Gesellschaftslehre). Man wird vielleicht, namentlich in der Erkenntnislehre, nicht mit jeder Einzelheit einverstanden sein. Obwohl der Verf. sich hütet, in allem Neuthomismus und Thomas selbst einfach gleichzusetzen, und über gewisse strittige Punkte (z. B. in der Konkurslehre) mit klugem Schweigen hinweggeht, scheint doch manches noch zu sehr im Licht der landläufigen neuthomistischen Lehrbücher gesehen. Trotzdem gewinnt der Anfänger einen guten Überblick, und wenn er sich durch die wertvollen, ohne Engherzigkeit zusammengestellten Literaturverzeichnisse zu vertieftem Studium der Fragen anregen läßt, wird er gewiß nicht einem starren Thesen-Thomismus verfallen. de Vries.

Chenu, M. D., *Le plan de la Somme Théologique de S. Thomas*: RevThom 47 (1939) 93—107. — Wengleich die Synthese und Ordnung des Materials nicht in erster Linie über den wissenschaftlichen Wert eines Werkes entscheiden, sondern die Weite, Tiefe und vor allem die Wahrheit der neu erschlossenen Erkenntnisse, so spielt doch durchsichtige und einheitliche Anordnung, die nicht nach vorgefundenen Kategorien getätigt, sondern aus der Natur des Stoffes erwachsen ist, in der wissenschaftlichen Bewertung eine hervorragende Rolle. So hat man dem Aufbau der Summa, die als architektonisches Meisterwerk unter den verschiedenen Summen des 13. Jahrh. dasteht, immer wieder besondere Beachtung geschenkt. Ch. hebt nach einer aufschlußreichen Übersicht über die Entwicklung der theologischen Stoffanordnung die Grundlinien des Planes der Summa hervor: Ausgang aus Gott (1^a pars), Rückkehr zu Gott (2^a pars). Griechisch-neuplatonische Gedanken sind hier aufgenommen zur Formung und Ordnung christlicher Wahrheiten und der Offenbarungen der freien göttlichen und menschlichen Tätigkeiten. Es ist eine festgeschlossene Kette. Ch. widmet besondere Aufmerksamkeit der Stellung des 3. Teiles, die mehrfach kritisiert

wurde. Nach Thomas weist Christus uns den Weg, auf dem wir zu Gott streben sollen. Ch. betont, daß für Thomas, der mit dem größten Teil der christlichen Überlieferung im Sündenfall das einzige Motiv der Menschwerdung sieht, die Menschwerdung ein durchaus kontingentes Ereignis ist, das dem ursprünglichen Weltplan fremd war, und daß er sie deshalb mit Recht erst nach der Lehre von Gott als dem ersten Ursprung und letzten Ziel behandelt. Hier siegt Christentum über neuplatonische Spekulation. Ch. fügt hinzu, daß entsprechend der skotistischen Meinung vom göttlichen Weltplan ein anderer Aufriß der Theologie gezeichnet werden müßte. — Zu der durchaus richtigen Behauptung, die man mit übertreibender Polemik gegen ältere Methoden heute oftmals hört, daß die Moral nicht neben dem Dogma, sondern mitten in ihm zu stehen habe, möchte ich bemerken, daß wirklich bedeutende Moralisten dies niemals weder theoretisch noch praktisch gelehrt haben, wengleich die Not der praktischen Bedürfnisse diese Einheit hie und da zu sehr in den Hintergrund treten ließ. Übrigens hat ja auch Thomas wohl indirekt im Anschluß an Abaelard, mit dessen Einteilung das Grundschema der Summa die meiste Ähnlichkeit besitzt, der Moral einen in sich geschlossenen Teil der Summa gegeben. Und den Eiferern gegen die Kasuistik möchte ich das schöne Wort zu Anfang der 2^a II^{ae} entgegenhalten: *Sermones enim morales universales minus sunt utiles eo quod actiones in particularibus sunt.* Ein Moralist und Seelsorger, der zwar die allgemeinen Prinzipien erfaßt hat, aber in deren Anwendung auf praktische Fälle nicht geschult ist, bleibt ebenso unbrauchbar wie ein Jurist, der nur die allgemeinen Gesetze kennt ohne Einsicht auf ihre Anwendung im einzelnen Fall. Pelster.

Lottin, O., *Pour un commentaire historique de la morale de saint Thomas d'Aquin: RechTheolAncMéd* 11 (1939) 270—285. — L. stellt hier nicht ein mehr oder minder apriorisch gefaßtes Programm auf, wie ich es in den *Acta Primi Congressus Thomistici, Romae 1925*, 259 f. getan hatte, sondern er zeigt an den Früchten einer fast zwanzigjährigen Arbeit, wie die Beobachtung gewisser historischer Regeln beim Studium der Moral des hl. Thomas reichlich gelohnt wird. Zuerst muß er den Praktikern, die immer wieder von ihm eine Synthese der thomistischen Moral verlangen, eine Enttäuschung bereiten, indem er sagt, diese sei heute noch unmöglich. Möchten das jene unberufene Rufer beherzigen, die auf dem Gebiet der Geschichte der Scholastik Synthesen und reife Früchte verlangen, wo kaum die erste Aussaat getan ist. Der Erfolg ist nur, daß Forscher, die nicht in erster Linie auf den Augenblickserfolg schauen, in ihrer Arbeit gehemmt werden und Dilletanten glänzende Synthesen bauen, die nur den einen Mangel haben, daß sie schon in den nächsten Jahren nicht mehr wahr sind. Noch jüngst hat E. Franceschini in einem trefflichen Artikel über die Grenzen und Aufgaben der mittelalterlichen Literaturgeschichte (*Annuario della Università Cattolica del Sacro Cuore 1938—39*) auf einem nahe verwandten Gebiet diese Synthesen ohne genügendes Fundament beleuchtet. Er sagt gerade heraus: „Wir wollen die Packträger für diese Historiker und Astheten von morgen sein.“ Die Arbeiten eines solchen Packträgers, wie Dom Lottin es ist, werden ihren Wert behalten. In dieser „Zusammenschau“ zeigt er nun an Beispielen der eigenen Erfahrungen zunächst den Wert und die Grenzen der Schüler für die Erklärung von Thomas. Sie ziehen Folgerungen, sehen Verbindungen, die dem Meister noch

unbekannt waren. Wenn allerdings L. im Fall des Thomas Sutton, der das erkannte Objekt wirkursächlich den Willensakt hervorbringen läßt, glaubt sagen zu dürfen, eine solche Formel entstelle nicht den Gedanken des hl. Thomas, aber dieser hätte sie offenbar nicht angenommen, so scheint mir das allzukühn; denn diese Formel zerstört, gerade im System von Thomas, folgerichtig die menschliche Freiheit. An vielen und sehr schönen Ergebnissen seiner Forschungen zeigt dann L. den hohen Wert eines chronologischen Studiums der Lehrentwicklung; so in der Frage, ob der freie Wille eine aktive oder passive Potenz sei, in der Thomas in früheren Jahren sich etwas zu sehr dem aristotelischen Determinismus genähert hatte, oder in der Frage nach der Schwersündbarkeit der Trunkenheit. Weiterhin erläutert L. an einigen Beispielen die Abhängigkeit des Heiligen von seinen Zeitgenossen wie Albert, Bonaventura, Odo Rigaldi und von der gesamten wissenschaftlichen Umgebung jener Zeit. Der Aufsatz ist ein wesentlicher Beitrag zum wissenschaftlichen Verständnis einiger Punkte der thomistischen Moral und zugleich ein Wegweiser für viele andere Arbeiten. Pelster.

Grabmann, M., Eine Fortsetzung und Ergänzung zum Metaphysikkommentar des hl. Thomas von Aquin in einer Münchener Handschrift: ArchFrPraed 9 (1939) 184—191. — Da die Kommentare zu den beiden letzten Büchern der Metaphysik im 13. Jahrh. sehr selten sind — selbst Gr. kennt nur jenen Alberts — so ist es von Wert, daß Gr. in Cod. 15836, ff. 134^r—140^v der Münchener Staatsbibliothek das Bruchstück eines solchen entdeckt hat. Derselbe folgt dort auf den Kommentar von Thomas. Der Titel, Fortsetzung und Ergänzung, besagt etwas mehr, als Gr. im Artikel behauptet und beweist. Einstweilen handelt es sich nur um ein Bruchstück der beiden letzten Bücher, die in der Hs an die Erklärung des Heiligen angefügt wird. Pelster.

Henquinet, F. M., Clair de Florence O. F. M. Canoniste et Pénitencier Pontifical vers le milieu du XIII. siècle: ArchFrancHist 32 (1939) 3—48. — H. berichtet über eine ungemein interessante Summa casuum, die in Beziehung zu dem Franziskaner Chiaro da Firenze steht, und bestimmt bei der Gelegenheit in recht verwickelter Untersuchung die Lebensdaten dieses Franziskaners, dem die Bibliographen übel mitgespielt haben. Chiaro muß zur Zeit Alexanders IV. Poenitentiar an der Kurie gewesen sein; er wird von Salimbene „unus de maioribus clericis de mundo“ genannt. Die Summa casuum ist eine Kompilation, die nicht unmittelbar von Chiaro verfaßt ist, in der er aber häufig angeführt wird. Da Hugo di Fagiano, Erzbischof von Nicosia († 1268) „qui *luit* peritus valde“ genannt wird, so wird man wohl besser die Kompilation erst nach 1268 ansetzen; die Casus selbst können natürlich älter sein, wofür gute Gründe sprechen. Ich frage mich, ob nicht sämtliche Casus irgendwie auf Chiaro zurückgehen. Das zweimalige „contuli“ (34) ist sehr störend, da nachher immer in der dritten Person geredet wird. Ist es vielleicht eine irrige Verbesserung von „contulit“? Eine Entscheidung läßt sich nur bei Kenntnis sämtlicher Casus treffen. Mir scheint, daß eine Veröffentlichung dieser Casus weit nützlicher wäre als manches andere; denn sie gäbe ein anschauliches Bild der damaligen moralischen Beurteilung der verschiedensten mittelalterlichen Zeit- und Kulturverhältnisse. Pelster.

Bayerschmidt, P., Robert von Colletorto, Verfasser des Correctoriums „Sciendum“?: DivThom(Fr) 17 (1939) 311—326. —

Die Bestimmung der Antworten auf das Correptorium des Wilhelm von Mare wird dadurch erschwert, daß mehrere von ihnen anonym sind oder gar unter verschiedenen Namen gehen. So wird als Verfasser des Correptorium ‚Sciendum‘ in einer Madrider Hs ein Guillermus de Torto Collo, in Cod. A 913 der Stadtbibl. Bologna aber der italienische Dominikaner Johannes von Parma genannt. Im Vertrauen auf die alte Bezeugung der Hs von Bologna hatte ich mich für Johannes ausgesprochen, allerdings unter dem Vorbehalt, daß vor der endgültigen Entscheidung noch die Verweise in der Schrift des Robert von Colletorto in Cod. Vat. 987 mit den entsprechenden Stellen im Correptorium ‚Sciendum‘ zu vergleichen seien (Schol 1 [1926] 458). Dieser Vergleich, der mir damals nicht möglich war, ist nun von B. sorgfältig durchgeführt. Das Ergebnis ist, daß die herangezogenen Texte zu dem Correptorium ‚Sciendum‘ stimmen, nicht aber zum Correptorium ‚Quare‘. Damit ist der Beweis geliefert, daß Robert Verfasser ist, wofür B. auch eine Anzahl guter innerer Gründe anführt. Der ‚Wilhelm‘ von Torto Collo erklärt sich leicht, da der Gegner ein Wilhelm ist. Die Zuteilung an Johannes de Parma dürfte darin seine Erklärung finden, daß das anonyme Correptorium zuerst dem Johannes Parisiensis, dem Verfasser eines anderen, bekannten Correptoriums, fälschlich zugeschrieben wurde, aus Joh. Par. machte dann der Schreiber den ihm besser bekannten Joh. Parmensis. — Einige Ergänzungen: Mit vollem Recht identifiziert B. Robert de Colletorto mit dem Robert de Erfort im Stamser Katalog. Der Name Erfort oder gar Oxford sollte aber endlich dem richtigen Orford (Städtchen in Süd-England) weichen, der auch bezeugt ist; Cod. 322 Klosterneuburg hat f. 2^r de Orforth nicht Oxforth; übrigens ist dies nur ein recht kümmerlicher Auszug. Der Zuname Colletorto ist wohl die Übersetzung eines englischen Eigennamens, vielleicht Brokenhill. Die Art der Verweise auf ‚Sciendum‘ in Cod. Vat. 987 ist derart, daß man fast notwendig auf eine eigene Schrift Roberts schließen muß, nicht auf das Werk eines andern, wie Robert z. B. das „scriptum“ des hl. Thomas zitiert. Aber erst in der Antwort auf das 13. Quodlibet Heinrichs f. 122^{ra} fand ich vor Jahren eine völlig eindeutige Stelle: Sed quia non opponit se contra ea que ego prescripsi circa materiam istam in responsorio ad corruptorium, ideo non curavi tractare que sic recitat; sanam enim doctrinam fratris Thome de Aquino omnino volo sustinere. Zu den übrigen Werken Roberts ist zu sagen: Unter den verschiedenen Kritiken des 1. Buches des Aegidius Romanus ist jene im Cod. 276 des Merton College in Oxford ff. 22^r—51^r: Frater Egidius super primum sententiarum questione 3^a, qua querit quid est subiectum in sacra pagina . . . potuit prefixisse per hoc et deinde patet ad illud quod sequitur sicher Eigentum Roberts. Dort ist auch f. 23^v die Abfassung des *ersten* Sentenzenbuches bezeugt: in questionibus nostris super primum sententiarum. In der Widerlegung Heinrichs erwähnt Robert f. 48^{va} auch seinen Traktat super 2 de sompno et vigilia. Die Schriften lassen sich ziemlich genau datieren. Pelster.

Barth, T., O. F. M., De fundamento univocationis apud Joannem Duns Scotum. gr. 8^o (71 S.) Rom 1939, Pont. Athen. Antonianum. Dissertation. — Diese Arbeit fügt sich der Reihe von Veröffentlichungen ein, die die „Skotusrenaissance“ (vgl. des Ref. Mitteilungen in StimmZeit 137 [1939] 79 ff.) zielbewußt unternimmt. Der erste Zug der Arbeit ist das Streben nach Objektivität. Es verrät sich in dem Nachweis, welche Schriften des Skotus zu

Grunde gelegt werden, in der genauen Anführung der Beweismstellen, in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Erklärungsversuchen (bes. sei auf S. 31 ff. hingewiesen), in dem kritischen Werturteil, das über Skotus selbst und seine Univokationstheorie ausgesprochen wird. Der zweite Zug ist die saubere Analyse, mit der zwischen der erkenntnispsychologischen, logischen und metaphysischen Seite der Frage, zwischen den einzelnen Inhalten und Phasen z. B. in den Universalien, zwischen dem Sein selbst und den Transzendentalien, da wiederum zwischen den ersten und letzten Noten unterschieden wird. — Vertritt Skotus nicht bloß die logische, sondern auch die metaphysische Univokation des Seins? Vgl. besonders Art. 3, wo es abschließend, nach der lichtvollen Darlegung der mit den führenden Scholastikern übereinstimmenden Universalientheorie heißt: *Si ens logicum et ens metaphysicum audiunt idem ens abstractissimum et tantum modus audiendi diversus est, duo illa entia non differunt nisi formaliter: metaphysicus considerat ens abstractissimum in se, logicus in quantum de aliis praedicabile est* (50). Darauf wird das bisherige Ergebnis über das erkennende Erfassen und über die Bedeutung des ens oder des logicum et metaphysicum klar und kurz zusammengefaßt (50 f.). Da dem Ref. diese Auffassung nicht ganz eindeutig, sowohl historisch wie systematisch, erschien, wandte er sich an den Verf. Dieser schrieb ihm darauf — mit der ausdrücklichen Erlaubnis, davon Gebrauch machen zu können —: „Was ich mit meiner Scheidung des ens metaphysicum und logicum vorbereiten wollte, ist die Erklärung, was ens ut commune und ens ut univocum bedeutet. Commune ist das ens metaphysicum und als solches in Bereitschaft, in ein ens logicum praedicabile überführt zu werden. Univok ist es als ens logicum. Beide Gedankenreihen werden freilich bei Skotus nicht reinlich in der Seinsfrage unterschieden, ergeben sich aber aus der Lehre von den Universalien. So spricht er z. B. in der *Prima lectio I 3, 17, Cod. Vind. 1449, fol. 19^{ra}*: *omnia entia ... secundum rationem logicam habent unum conceptum commune*. Oder: *ens non potest esse commune univocum dictum in quid de omnibus* (Ox. I dist. 3 q. 3 n. 8).“ Der Verf. schreibt weiter: „Skotus tritt mit seiner Begriffsbestimmung der metaphysischen Univokation an die Seite der Neuscholastiker und lehnt mit ihnen eine metaphysische Univokation des Seins ab ...; er schließt in seinen Sentenzenkommentaren ausdrücklich die Zugehörigkeit des ens zu einem der genera aus (De anima 21 n. 14 III 619).“ — Abschließend läßt sich der Grundgedanke des Skotus über Univokation und Analogie des Seins, seine Übereinstimmung mit den andern führenden Scholastikern und sein Abweichen von denselben dahin zusammenfassen — vgl. Tim. Barth, Zur Grundlegung der Gotteserkenntnis: *WissWeish 6* (1939) 245 bis 264 (Siehe die eingehende Besprechung in dieser Zeitschrift unten im 3. Kap.) —: sachlich stimmt er mit ihnen darin überein, daß der Seinsbegriff, streng logisch genommen, univok, streng metaphysisch betrachtet, analog ist. Vgl. dazu P. Minges, *PhJb 20* (1907), C. Frick, *Ontologia*, ed. 6, n. 39. Diese Auffassung teilen auch frühere Skotisten, so Bernhard Sannig, der sie in seinen *Scholae Philosophiae Scotistarum Cursus philosophici ad mentem Doctoris Subtilis, 1684*, klar entwickelt und dabei bemerkt: *sequuntur Cavellus, Lychetus, Maurisse, Frassen, Faber, est communis Scotistarum* (t. 3, 179 ff.). Skotus rückt aber die logische Univokation weit stärker in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen und

legt ihr eine viel größere Bedeutung bei als die andern Scholastiker, und zwar deshalb, weil er nur so den Mittelbegriff zu haben glaubt, um einen Gottesbeweis führen, um die beiden Extrema des Syllogismus, das grundverschiedene endliche und unendliche Sein, in einem Punkt zum Treffen bringen zu können. Dieses Letztere führt B. besonders in dem genannten Artikel aus. Darin können wir weder Skotus noch ihm beistimmen. Auf jeden Fall aber bleibt vorliegende sorgfältig und scharfsinnig gehaltene Quellenuntersuchung ein wertvoller Beitrag zur Skotusfrage und zur Geschichte eines zentralen Problems der systematischen Philosophie.

Jansen.

Grabmann, M., Albert von Brescia O. P. († 1314) und sein Werk *De officio sacerdotis*: DivThom(Fr) 18 (1940) 5—38. — Neben der Erforschung der spekulativen Theologie des MA ist jene der praktischen Moral und Pastoral arg zurückgeblieben. Für die Beichtsummen sind wir noch immer vorzüglich auf Schulte und besonders auf Dietterle angewiesen. A. Walz hat in dem *Rotulus Pugillaris* des Augustinus de Dacia eine Unterweisung für einfache Priester herausgegeben, Dondaine lieferte eine vorzügliche Untersuchung über Simon von Hertou. Gr. macht jetzt nach einer Übersicht über italienische Dominikanerprediger, die manch Neues bietet, mit Albert von Brescia und seinem *De officio sacerdotis* bekannt, einer Moral, die sich aufs engste an die Summa des hl. Thomas anlehnt, aber die rein praktische Unterweisung des Seelsorgers im Auge hat. Gr. berichtet über eine gute Anzahl von Hss und gibt eine Inhaltsübersicht, die einmal die große Abhängigkeit von Thomas erkennen läßt, dann aber auch die Eigenart der Umarbeitung. Das Studium solcher Werke hat auch heute großen Wert. Allerdings darf man sie nicht in erster Linie unter dem Gesichtspunkt des theologischen Fortschrittes betrachten, sondern als Zeugnisse für den Bildungsgrad des Seelsorgsklerus, als Fundgrube für die Erkenntnis der Ausübung der Hirtensorge und in manchen Einzelfällen und ihren Lösungen als Kulturdenkmäler. Es ist zu hoffen, daß andere Gr. in ähnlichen Studien folgen.

Pelster.

Schulz, E., Zur Beurteilung Engelberts von Admont: *Arch-KulturGesch* 29 (1939) 51—63. — Vorliegende, B. Schmeidler zum 60. Geburtstag gewidmete Arbeit zeigt, wie nützlich es ist, wenn auch Profanhistoriker einmal auf das Gebiet der Scholastik übergreifen. M. Grabmann hatte in Cod. 15801 der Münchener Staatsbibl. eine umfangreiche Widerlegung der Impanationstheorie des Johannes Quidort entdeckt, als dessen Verfasser er Aegidius Romanus vermutete, ich selbst dachte an einen Franziskaner. Weisweiler, der die Schrift ausführlich analysierte (*Schol* 6 [1931] 169 bis 195), an einen der Kurie nahestehenden Theologen. Der Verfasser ist aber weder Aegidius noch ein Franziskaner noch ein der Kurie nahestehender Theologe, sondern der deutsche Benediktinerabt Engelbert von Admont († 1331), der in Padua bei den Dominikanern studiert hatte. Das ist das sichere Ergebnis dieser ausgezeichneten Studie, die auf dem Selbstzeugnis Engelberts und stilistischen Gründen aufbaut. Damit gewinnen auch andere theologische und philosophische Schriften Engelberts, die zum Teil von Pez veröffentlicht sind, neues Interesse. Sch., der sich näher mit Engelbert beschäftigen wird, gibt schon in dieser Arbeit wertvolle Aufschlüsse über Leben und literarisches Schaffen Engelberts. Man gewinnt von neuem den Eindruck, daß die deutsche Scholastik

im 13. und beginnenden 14. Jahrh. hauptsächlich deshalb nicht zur Geltung kam, weil es an einem Zentrum fehlte, das die zerstreuten Kräfte an sich zog. Pelster.

Meier, L., O. F. M., Nikolaus Lakmann O. F. M. und die Erfurter Predigtstätigkeit um die Mitte des 15. Jahrhunderts: *Franz-Stud* 25 (1938) 162—177. — Ein dankenswerter Einblick in das kirchliche Leben vor Beginn der Kirchentrennung auf Grund archivalischer Studien und eine wünschenswerte Ergänzung zum Lexikon für Theologie und Kirche, das Lakmann überhaupt nicht erwähnt, und zum *Dictionnaire de Théologie Catholique*, das ihn verwechselt mit einem anderen Franziskaner Nikolaus Langmann. † Kösters.

Thomas de Vio Cardinalis Caietanus. *Scripta philosophica: Commentaria in Praedicamenta Aristotelis*. ed. M. H. Laurent. gr. 8^o (X u. 253 S.) Rom 1939, Angelicum. L 16.— Diese Neuausgabe nahm zur Grundlage den wohl einzigen noch zu Lebzeiten Caietans veranstalteten Venediger Druck von 1506. Die späteren Ausgaben wurden von L. wohl verglichen, aber mit Recht nicht weiter beachtet, da sie meist nur leicht durch bloße Druckfehler sich von dem frühen Druck unterscheiden. An wenigen Stellen brachte L. kleine Textverbesserungen in Klammern an, weil er hier Druckfehler der *Editio princeps* annahm. Ob aber das hinzugefügte „etc“ (22, Zeile 11) so wesentlich ist, daß es eine solche Korrektur rechtfertigt? Oder ob S. 160, Zeile 15 nicht besser statt der doch kaum durch den Setzer ausgelassenen beiden Worte „que ut“ nicht einfacher mit dem folgenden albedo ein neuer Satz beginnt statt des durch den Zusatz konstruierten Relativsatzes? Ein kleiner Buchstabe konnte leichter durch den Setzer statt eines großen gedruckt, als zwei Worte ausgelassen werden. Größere Bedenken aber habe ich an einer dritten Stelle, wo auf S. 28, Zeile 7 v. u. ein „non“ eingesetzt wurde. Der Satz gibt auch ohne diese Einfügung, der ihn ins Gegenteil verändert, einen guten Sinn, ja das folgende quidem hat nur ohne „non“ einen echten Sinn. — Der Druck ist vorzüglich, der Preis wirklich billig, so daß man dieser sorgfältigen Ausgabe nur weiteste Verbreitung wünschen kann. Je mehr man die Verfasser ja selber kennen lernt, desto mehr wird man von apriorischen Konstruktionen ferngehalten. Weisweiler.

Fr. Thomae Campanellae Stylensis, O. P., *Quod remiscuntur et convertuntur ad Dominum universae fines terrae*. Volumen quadripartitum ed. R. Amerio. Tom. prior. gr. 8^o (VIII u. 275 S.) Padua 1939, Cedam. L 45.— Die geistvolle Streitschrift an die vier großen Nationen der damaligen Welt, die christliche, heidnische, jüdische und mohamedanische, um sie zur Erkenntnis der echten Religion zu führen, wird hier zum erstmalig herausgegeben. Verfaßt wurde sie zum größten Teil in der langjährigen Kerkerhaft im spanischen Neapel, wo C. sie 1615 begann. 1618 war sie vollendet. Obschon die Zensoren 1630 die Druck-erlaubnis gaben, hielt doch der Magister s. palatii Riccardi die Schrift zurück. Die jetzige Edition erfolgt vor allem auf Grund zweier Überlieferungen, Cod. lat. 7069 der Bibl. Vat. und Cod. lat. 1079 der Pariser Maz. Beide Hss wurden von Campanella noch nachgesehen und verbessert. Sie weichen aber in manchen Punkten nicht unbeträchtlich voneinander ab. A. nahm als Grundlage die erweiterte Überlieferung der Hs der Vat., die er für die spätere hält. In dem Apparat ist aber der Text der Pariser Hs getreu in seinen Abweichungen angegeben. Warum freilich in einer solchen

guten Ausgabe nicht die international anerkannte Form der Zitation angewandt worden ist, sondern vielfach eine rein persönlich mit eckigen und runden Klammern, ist nicht recht zu sehen. Editionen sind doch schließlich Werke, bei denen gerade das Persönliche zurücktreten sollte gegenüber der Brauchbarkeit und leichten Benutzungsfähigkeit überall. Das Buch, das neben dem Theologischen auch manches Zeitgeschichtliche enthält, ist recht dienlich, in die Geistesart des Mannes einzuführen, auf den Nikolaus von Kues sicher manchen Einfluß ausgeübt hat und der hinwiederum mit seinen Ideen Spinoza befruchtete. Der vorliegende 1. Bd. enthält die beiden ersten Bücher der Schrift. Weisweiler.

3. Philosophische Gesamtdarstellungen. Erkenntnislehre. Metaphysik. Kultur- und Religionsphilosophie.

de Vries, J., *Critica in usum scholarum* (Instit. phil. schol. 2). 8^o (XIV u. 176 S.) Freiburg 1937, Herder. *M* 2.50; geb. *M* 3.40. — In seiner lateinischen *Critica* will der Verf. sein größeres deutsches Werk „Denken und Sein“ in die Form eines kurzen, praktischen Handbuchs für den Schulunterricht übersetzen. Sagen wir gleich, daß ihm das ausgezeichnet gelungen ist. So entstand ein im besten Sinne modernes und zugleich wirklich brauchbares Schulbuch. Nach Inhalt und Aufbau folgt es der deutschen Darstellung; wie diese verbindet es Treue zur besten Überlieferung mit offenem Blick für die heutigen Fragen. Die Anpassung an die Erfordernisse des Schulunterrichts hat nicht zu einer ungebührlichen Vereinfachung der Probleme geführt. Die scholastische Form, die bewußt, aber nicht schematisch zur Anwendung kommt, fördert wirklich die Klarheit und dient der leichteren Bewältigung des Stoffes. Wenn man von diesem Buch auf die ersten Anfänge der scholastischen Erkenntnistheorie im 19. Jahrhundert, ja selbst noch auf die Darstellung von Frick (die es ersetzen will) zurückblickt, sieht man, welcher Weg inzwischen zurückgelegt worden ist. Doch ist auch jetzt noch kein Ende erreicht. Besonders nach der Seite einer engeren Fühlungnahme mit der Metaphysik drängt die Entwicklung weiter. Manches, was in seinem Buch noch Ansatz bleibt, hat der Verf. anderswo schon weiter entfaltet. So kündigt sich bereits an, daß eine Neuauflage nicht *unverändert* sein wird. Lotz.

Maquart, F. X., *Elementa philosophiae*, Tom. III. 1. *Metaphysica defensiva seu Critica*. 2. *Metaphysica ostensiva: ontologia; theologia naturalis*. gr. 8^o (346 u. 485 S.) Paris 1938, Blot. — Mit dieser zweibändigen Metaphysik findet das Lehrbuch *M.s* (vgl. *Schol* 13 [1938] 460; 14 [1939] 458) seinen Abschluß; die Ethik bleibt also außerhalb seines Rahmens. Mit Recht wird die Erkenntniskritik zur Metaphysik gezogen, und zwar nicht, wie etwa bei Gredt, als eine der Entfaltung der Seinslehre nachfolgende Abhandlung über die Wahrheit, sondern als grundlegende Wegbereitung. Die Durchführung befriedigt freilich wenig, namentlich in der ersten, der eigentlich kritischen Frage gewidmeten *Sectio*. Die historischen Darlegungen der verschiedenen „Ismen“ nehmen einen unverhältnismäßig breiten Raum ein, ein eigener positiver Aufbau fehlt dagegen. Die Widerlegung der Gegner macht sich *M.* oft zu leicht, es fehlt eine wirkliche Bewältigung der Probleme; erst recht wird der Schüler nicht viel von der Lebendigkeit der

Fragen zu spüren bekommen. Die 2. Sectio, in der die Begriffe der Wahrheit, Gewißheit, Evidenz, Wissenschaft usw. geklärt werden, ist besser. Im übrigen hat der 1. Band insofern seinen Wert, als er eine Zusammenfassung dessen bietet, was der französische Neothomismus enger Richtung zu den Fragen der Erkenntnis-kritik zutage gefördert hat. Hingewiesen sei auch auf die Auseinandersetzung mit Maréchal (leider wenig überzeugend) und Blondel. Der 2. Band, die „Metaphysica ostensiva“, bietet noch weniger Bemerkenswertes. Der Thomismus der 24 Thesen wird gründlich, aber recht trocken getreu nach Cajetanus und Joh. a S. Thoma dargelegt, die zeitgenössischen Autoren, selbst die scholastischen, treten zurück. Nur den „Suarezianern“, womit vor allem Descoqs gemeint ist, wird immer wieder ihr bedenkliches Abweichen von der reinen Lehre vorgehalten; Suarez selbst erscheint dabei auch hier immer wieder als „Konzeptualist“. Descoqs ist die Antwort nicht schuldig geblieben; seine Abrechnung mit der wenig lebendigen Art dieser Philosophie (ArchPh 14 [1938] 438—462, bes. 439—443) mag in der Hitze des Gefechtes etwas gar scharf geraten sein, man kann sie aber wohl nachfühlen.

de Vries.

Jolivet, R., Traité de Philosophie. I. Logique, Cosmologie. 8^o (456 S.) Lyon-Paris 1939, Vitte. Fr 40.— Wie andere in den letzten Jahren in Frankreich und Italien erschienene Lehrbücher, so erstrebt auch dieses, die scholastische Philosophie in modernem Gewande den Zeitgenossen zugänglich zu machen. J. hat das besondere Verdienst, ausführlich und mit Verwertung einer ausgedehnten Literatur auf den Unterschied zwischen sog. rein wissenschaftlicher und philosophischer Einstellung einzugehen. Er bespricht objektiv die Verschiedenheit der Voraussetzungen und vor allem der Arbeitsmethoden beider Gebiete. Im allgemeinen versucht er mit Geschick, die traditionellen Thesen zu wahren, besonders in der *Kosmologie*, zu der er auch die allgemeine Lebenslehre rechnet. Es kommt ihm bei seinen „Anpassungen“ zugut, daß in unseren Tagen, z. B. in der Lehre von der Mikrokonstitution der Materie und in der Entwicklungslehre, so vieles unsicher geworden ist. Es berührt wohlthuend, daß J. überall auch die positiven Beweiselemente anderer Meinungen darlegt, und sie nicht nur deshalb, weil sie von der traditionellen Formulierung abweichen, schon für verdächtig oder falsch hält. Der Schüler wird also gut orientiert, so daß er auch in einer anders eingestellten Umwelt sich Rechenschaft ablegen kann und nicht weltfremd erscheint. In der *Logik* hätte der Verf., meines Erachtens, sich kürzer fassen und manche spitzfindige schematische Einteilungen unterdrücken können.

Frank.

Miscellanea Philosophica R. P. Josepho Gredt O. S. B. completis 75 annis oblata (Studia Anselmiana 7/8). gr. 8^o (VIII u. 312 S.) Rom 1938, Herder. L 50.— Diese Festschrift, von Freunden und Schülern dem (inzwischen am 29. 1. 1940 bereits heimgegangenen) verdienten Lehrer zum 75. Geburtstag dargeboten, enthält eine Reihe wertvoller Beiträge zur Geschichte der Philosophie, zur Logik, Naturphilosophie, Metaphysik, Sozial- und Kulturphilosophie. Wir können nur einiges wenige hervorheben. *Grabmann* (7—17) bietet zwei bisher unveröffentlichte Texte des Martin und des Boetius von Dacien zur Frage der Unterscheidung von Wesen und Dasein. *J. P. Müller* O. S. B. (35—50) zeigt, daß Siger von Brabant die Theorie von der doppelten Wahrheit zu

Unrecht zugeschrieben wird, wenn er auch darin irre, daß er dem Glauben widerstreitende Thesen trotz ihrer zugegebenen Falschheit noch wahrscheinlich nenne. *B. Thum O. S. B.* (143—160) bespricht die Versuche H. Poincarés, Leibnizens, Drieschs, Wundts und anderer, den Satz von der Erhaltung der Energie aus dem Kausalgesetz a priori abzuleiten; da all diese Versuche gescheitert sind, muß wohl zugegeben werden, daß die Aufgabe der Naturphilosophie nicht die Begründung, sondern nur die Deutung des Energie-Satzes sein kann. *Garrigou-Lagrange* (189—201) sucht gegen die von H. Degl' Innocenti O. P. auf dem Thomistenkongreß 1936 verteidigte Auffassung zu zeigen, daß die Annahme einer echten „sensatio“ ohne realen Gegenstand widerspruchsvoll sei; das ist freilich richtig, aber eine tautologische These, wenn die „sensatio“ als eine von einem realen Gegenstand bewirkte Wahrnehmung definiert wird; aber selbst dann bleibt die Möglichkeit, daß der Gegenstand (etwa ein viele Lichtjahre entfernter Stern) im Augenblick des Gesehenwerdens nicht mehr existiert; vor allem aber wird die eigentlich kritische Frage nach der Zuverlässigkeit der Sinne auf diese Weise nicht berührt. Beachtenswert ist die kurze, aber scharfsinnige Arbeit von *A. Rozwadowski S. J.* (203—210) über den Seinsbegriff. Gut wird gezeigt, daß das absolut betrachtete Sein wohl „negativ unendlich“ heißen kann, insofern es keine Vollkommenheit ausschließt, aber nicht „positiv unendlich“, weil es noch nicht positiv alle Vollkommenheit besagt. Leider wird diese Einsicht im folgenden dadurch wieder getrübt, daß die Möglichkeit geleugnet wird, beim Sein der Geschöpfe von aller Unvollkommenheit vollkommen zu abstrahieren; freilich, solange wir das Sein des Geschöpfes als dieses Sein betrachten, ist es schlechthin endlich (nicht bloß wegen seiner transzendentalen Beziehung zum endlichen Wesen, sondern in sich); aber wenn es keine Möglichkeit gäbe, von dem Diesessein und der Endlichkeit dieses Seins vollkommen zu abstrahieren, könnten wir den Begriff des Seins schlechthin (des absolut betrachteten Seins) überhaupt nicht bilden. *P. De Rooy O. P.* (233—268) gibt eine lehrreiche geschichtliche Entwicklung der Idee der Völkergemeinschaft, die freilich im Genfer Völkerbund nicht verwirklicht gesehen werden kann. Der letzte Beitrag von *B. Reiser O. S. B.* (269—294) handelt von den „Gesetzen der Kultur“. Gemeint sind die sittlichen Normen, denen das Kulturschaffen untersteht. Dabei wird „Kultur“ im weitesten Sinn verstanden, als Vervollkommnung des Menschen und seiner Umwelt durch menschliches Tun. So umfaßt die Kulturphilosophie aber auch die Ethik, und die mehr ins einzelne gehenden Fragen nach der „Kultur“ im engeren Sinn werden vom Verf. tatsächlich nur kurz gestreift.

de Vries.

Causality in current philosophy. Proceedings of the American Catholic Philosophical Association. 14th annual meeting (Cincinnati, 28/29. XII. 1938). gr. 8^o (228 S.) Washington 1939, Cath. University of America. Doll 1.50. — Dieser Tagungsbericht ist ein schönes Zeugnis für die rege Anteilnahme, mit der die Katholische Philosophische Gesellschaft Amerikas die philosophischen Zeitfragen verfolgt, und für das Bemühen ihrer Mitglieder, die Prinzipien der scholastischen Philosophie für die Lösung dieser Fragen fruchtbar zu machen. Die 7 Vorträge der Hauptversammlungen behandeln Probleme der Kausalität. *O. La Plante* gibt zunächst einen Überblick über die ererbte scholastische Lehre. *G. Sperti* behandelt die Schwierigkeiten, die sich aus der modernen

Physik gegen die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes zu ergeben scheinen; tatsächlich handle es sich nur um die Unmöglichkeit, auf Grund der gegenwärtigen Erscheinungen die zukünftigen vorauszusagen; die Lösung ist richtig, hätte aber durch ausdrückliche Unterscheidung des metaphysischen Kausalitätsprinzips vom physischen Kausalgesetz an Klarheit noch gewonnen. *L. Ward* und *Fr. McMahon* behandeln den Begriff der ersten Ursache in der zeitgenössischen Religionsphilosophie, einerseits englischer und amerikanischer Philosophen, anderseits *Le Roy's*. *J. Marling* bringt die neuen physikalischen Theorien über das Wesen der Materie in Verbindung mit dem Hylemorphismus. *U. Hauber* spricht über Mechanismus und Teleologie in der modernen Biologie. *R. Allers* betont in seinem Vortrag über Kausalität in der Psychologie u. a. den analogen Charakter des Ursachenbegriffs in Physik und Psychologie. — Es folgen dann in Kleindruck die anregenden Berichte über 6 Gruppenversammlungen, teilweise mit Auszügen aus den sich an die Vorträge anschließenden Aussprachen. Die behandelten Fragen sind: Die Idee der Souveränität, namentlich in einem demokratischen Staat; die Geltung der sinnlichen Wahrnehmung (für und wider die Realität der Sinnesqualitäten); der Ausgangspunkt der Metaphysik (äußere oder innere Erfahrung); die Einheit der Gemeinschaft und die Grenzen der Analogie zwischen Gemeinschaft und Organismus; Psychologie der mystischen Erfahrung; die platonischen und aristotelischen Quellen von *Plotins* Lehre in *Enn. V 4 u. 7*.
de Vries.

* * *

Bense, M., Geist der Mathematik. Abschnitte aus der Philosophie der Arithmetik und Geometrie. 8^o (173 S.) München 1939, Oldenbourg. *M* 4.80. — Es ist zwar eine Übertreibung, wenn gesagt wird, daß, genau genommen, heute die Mathematik an die Stelle der alten Metaphysik getreten sei; und wie einst Gott, Seele, Unsterblichkeit die Gemüter heftig bewegten, so rührten uns heute die rätselvollsten mathematischen Dinge, die Abstraktionen der unendlichen Mengen und nichteuklidischer Räume am tiefsten an (107 f.). Doch findet die mathematische Grundlagenforschung in der Gegenwart großes Interesse und hat ihrer Natur nach eine hohe Bedeutung für die Mathematik und nicht weniger für die Philosophie. Darum entspricht die vorliegende klar und lebendig geschriebene Schrift, die dem Gebildeten einen Einblick in den Stand der Forschung geben will, einem wirklichen Bedürfnis. Das Buch kennzeichnet treffend die Hauptprobleme und die angesehensten Richtungen, die um ihre Lösung bemüht sind, in den Kapiteln: „Das Irrationale in der Mathematik“, „Der Verfall der Anschauung“, „Mathematik und Ästhetik“, „Das Unendliche“, „Intuitionismus, Logizismus und Formalismus“, „Betrachtungen über den Gegenstand der Mathematik“. Eine Stellungnahme zu den verschiedenen Meinungen liegt nicht in der Absicht des Buches. — Die Auffassung des Referenten über die behandelten Fragen siehe *Schol 15* (1939) 545 ff.
Nink.

Bachelard, G., La formation de l'esprit scientifique. Contribution à une psychanalyse de la connaissance objective. gr. 8^o (256 S.) Paris 1938, Vrin. *Fr* 40.— Das Buch gibt eine kritische Untersuchung über die Mittel, zu einer objektiven Darstellung der Wirklichkeit zu gelangen. Der Verf. wählt den historischen Weg, d. h. er zeigt an Beispielen, die meist dem 17. und 18. Jahrh. entnommen sind, wie man nicht zur wissenschaftlichen Wahr-

heit gelangen kann, angefangen vom primitiven Animismus, durch den naiven Realismus und den elementaren „Mathematismus“ hindurch bis zu dem halb durchgeführten mathematischen Dogmatismus, nach dem in unsern Tagen Physik und Chemie an den höheren Schulen vorgetragen werden. Animismus und naiver Realismus führen nicht zum Objekt, wie es ist; dafür sind sie viel zu subjektiv und unmittelbar; sie müssen zunächst von diesen „Qualitäten“ gereinigt werden. Auch die elementare geometrische Darstellung der Phänomene bleibt in den Anfängen der diskursiven, abstrahierenden Methode, durch die man sich allein vom grob Sinnfälligen befreien kann, stecken. Denn sie unterläßt es, bei ihren exakten Messungen der Quantität eine Theorie der Maße zu geben, mit denen die Messungen vorgenommen werden, und vergißt, daß auch die Handhabung der Meßinstrumente durch den Experimentator sehr relativ ist. Etwas anderes als Annäherungswerte kann gar nicht erreicht werden. Auf die streng ungeometrische, „rein“ mathematische Darstellung der phänomenalen Gegebenheiten — wie sie etwa Eddington und Reichenbach für weitere Kreise versucht haben — geht B. nicht ein, da er nur eine erste Einführung in das objektive Denken bieten will. Sein Ideal wäre erreicht, wenn der Gegensatz, der Dualismus, zwischen Objekt und Erkennen überhaupt verschwunden wäre; dann hätte man das wahre Sein, das „Es“, das den Phänomenen zugrunde liegt. Das ist aber nichts anderes als die Leugnung alles dessen, was man eben „Erkennen“ des Seins nennt. Das Buch liest sich in seinen historischen Abschnitten leicht und sehr interessant, in seinen Reflexionen dagegen ist es schwerverständlich und etwas verworren geschrieben.

Frank.

v. Juhos, B., Erkenntnisformen in Natur- und Geisteswissenschaften (Pan-Bücherei, Gruppe Philos. 20). gr. 8^o (60 S.) Leipzig 1940, Pan-Verlag. M 2.50. — Ausgehend von der Betrachtung des Zusammenhanges von Einzelwissenschaft und Philosophie fragt die Arbeit nach der Eigenart der Erkenntnisformen in den Natur- und Geisteswissenschaften. Sie unterscheidet zwei formal verschiedene Naturgesetze, Gesetze erster Stufe, in denen sich die Regelmäßigkeit im Ablauf der Ereignisse durch funktionale Beziehungen gemessener Größen, also von Konstanten darstellen läßt, und Gesetze zweiter Ordnung, die sich auf solche Ereignisfolgen beziehen, die zur Gewinnung von Gesetzen *nicht* benützt wurden. Den verschiedenen Stufen der Gesetze entsprechen verschiedene Stufen der Erkenntnis. Ziel der Naturwissenschaften ist, Voraussagen zu gewinnen und dadurch die Natur zu beherrschen, Ziel der Geisteswissenschaften: durch Nacherleben die Zusammenhänge von Umwelt, menschlichem Erleben und Verhalten zu verstehen und so durch Bewußtmachung wirksamer, bedeutender seelischer Kräfte die Seele zu bereichern. — Die Durchführung des bedeutsamen Themas ist der Natur der Sache nach abhängig von den zugrunde liegenden erkenntnistheoretisch-metaphysischen Grundauffassungen. Nach dieser Seite hin läßt sich die Arbeit noch weiterführen, wobei dann selbstverständlich die philosophischen Grundauffassungen wirksam werden und den Gang der Untersuchung bestimmen. In dem gegenwärtig herrschenden „Methodenstreit“ der Psychologie, den auch diese Arbeit zum Ausgang nimmt, geht es letzten Endes um einen erkenntnistheoretisch-methodischen Grundlagenstreit. Jeder echte Streit in der Philosophie ist immer ein Streit um die Grundlagen.

* * *

Nink.

Stumpf, C., Erkenntnislehre, Bd. II. gr. 8^o (VIII u. 502 S. = S. 373—874) Leipzig 1940, Barth. *M* 18.80; geb. *M* 20.80. — Dieser zweite Band hat ebenso wie der erste, bereits angezeigte (vgl. Schol 15 [1940] 89 f.), durchaus den Charakter einer naturwissenschaftlich orientierten Erkenntnistheorie. Er behandelt in seiner *ersten Hälfte* die mittelbare Erkenntnis, und zwar in reicher Auswertung der neueren Forschung die Schlußformen, die Hypothesen und Fiktionen als Erkenntnismittel, Begriff, Regeln und Hauptsätze der mathematischen Wahrscheinlichkeitslehre sowie die Theorie der Induktion. In der *zweiten Hälfte* werden unter dem Titel „Naturphilosophische Probleme“ behandelt: die Realität der Außenwelt, die nur als sehr wahrscheinliche Hypothese verteidigt wird, Raum, Zeit und Bewegung (hierbei eine vorsichtige Würdigung der Relativitätstheorie), Kausalität in der anorganischen und organischen Natur, psychophysische und psychische Kausalität, die Frage der Willensfreiheit. Die *Raumlehre*, die nicht den Raum, sondern das Räumliche als real betrachtet, erörtert eingehend die Eigenschaften des optischen Raumes gegenüber dem physikalischen. In der seit der Mitte des 19. Jahrh. viel diskutierten Frage der Raumkrümmung wird für die Physik die Rückkehr zum euklidischen Raum gefordert, dagegen für die Mathematik die Berechtigung von Begriffsgebilden, die in keiner Anschauung verankert sind, zugestanden. (Die Auffassung des Ref. hierüber siehe Schol 14 [1939] 545, 556—559.) Die seit H. Minkowskis Vortrag auf der Naturforscherversammlung 1908 unter den Physikern vielfach übliche Meinung, die *Zeit* als vierte Raumdimension anzusehen, wird abgelehnt: die Zeitkoordinate ist nicht schlechtweg homogen den drei Raumkoordinaten; es ist nur gelungen, die beiderseitigen Maßbeziehungen unter eine gemeinsame Formel und eine einheitliche Berechnungsweise zu subsumieren. Bei der Erörterung der *Kausalität* wird nicht das metaphysisch notwendige Kausalprinzip, sondern nur das von diesem wesentlich verschiedene physisch notwendige Kausalgesetz behandelt, das als induktiv gewonnener Satz bezeichnet und definiert wird: „Jedem physikalischen Geschehen geht ein anderes voraus, das mit ihm in gesetzlicher Beziehung steht“ (715). Für die organische Entwicklung und überhaupt für die Weltentwicklung wird ein „universaler Ordnungsfaktor“ angenommen, „eine Weltseele oder eine transzendente Macht, deren Natur und Wirkungsweise zu bestimmen wäre, wenn nicht unsere Weisheit schon hier nahezu am Ende wäre“ (791). Das Problem der Theodizee wird als unlösbar betrachtet. Zur Erklärung der psychophysischen Kausalität erweist sich die parallelistische Anschauung nach St. als undurchführbar und widerspruchsvoll, so daß die Wechselwirkungslehre vorläufig „der beste Leitfaden durch das Labyrinth dieses großen Problems“ bleibt (822). Daß alles, was wir erleben, zu einem und demselben, sich nur immer mehr vergrößernden Ganzen, der Seele, dem Ich gehört, ist ebenso wie die Realität der Außenwelt eine unausweichliche und über die Massen wohlbegründete Hypothese. In der Frage der *Willensfreiheit* bekennt sich St. zum Determinismus, mittels der üblichen Überlegung: die Willensakte sind durch bestimmte, ihnen unmittelbar vorausgehende Zustände des Individuums determiniert und erfolgen darum mit kausaler Notwendigkeit; das Gesetz der Notwendigkeit alles Geschehens ist schlechthin allgemeingültig. Nink.

Gilson, É., *Réalisme Thomiste et Critique de la Connaissance*. 8^o (241 S.) Paris 1939, Vrin. *Fr* 20.—. — Es ist nicht das erste-

mal, daß der bekannte Philosophie-Historiker mit einer Schrift zur Erkenntnislehre an die Öffentlichkeit tritt. Diesmal werden alle wichtigen erkenntniskritischen Richtungen im französisch-belgischen Neothomismus scharf ins Gericht genommen, so namentlich Noël, Picard, Roland-Gosselin und Maréchal. Ihre Versuche, auf thomistischem Boden einen „kritischen Realismus“ zu begründen, erscheinen G. als Verrat am echten thomistischen Realismus, als „Kartesiano-Thomismus“ oder „Kantiano-Thomismus“. „Kritischer Realismus“ ist überhaupt, wenn das Wort eine kritische Begründung des Realismus besagen soll, ein innerer Widerspruch. Die „kritische Frage“ ist für G. stets nur die Frage nach der Außenweltserkenntnis, und wer diese Frage auch nur methodisch stellt, der versucht schon, mit idealistischer Methode, d. h. ausgehend vom bloßen Gedanken, den Realismus zu begründen. Daß die Aufgabe der Erkenntniskritik eine viel umfassendere ist, bleibt außer Betracht, und daß auch in der Teilfrage der Außenweltserkenntnis ein mittelbarer Realismus möglich ist, der nicht von bloßen „Gedanken“ ausgeht, wird nicht gelten gelassen. Die recht lebhaften, zuweilen unnötig scharfen Ausführungen verraten wohl einen ehrlichen Zorn über die bösen „Kritiker“, aber überzeugend wirken ihre nicht selten übereilten und der Vielschichtigkeit der Fragen nicht gerecht werdenden Urteile nicht. Wertvoll sind dagegen z. B. die fachkundigen geschichtlichen Darlegungen über Herkunft und Bedeutungswandel des Ausdrucks „sensus communis“ (14–30). — In einem Beitrag in *RevNéoscolPh* 42 (1939) 585 bis 590 berichtigt Noël G.s Darstellung des „Illationismus“ Merciers. Dieser habe nie die Auffassung vertreten, das in den Sinnen unmittelbar Gegebene sei eine bloße Vorstellung des Dinges. Seinen Beweis für die Wirklichkeit der Außenwelt habe er anfangs nur als argumentum ad hominem gebracht, später freilich für die kritische Begründung der Außenweltsgewißheit für notwendig gehalten. de Vries.

Zocher, R., Die philosophische Grundlehre. Eine Studie zur Kritik der Ontologie (Beitr. z. Philos. u. ihrer Gesch. 6). gr. 8^o (VIII u. 130 S.) Tübingen 1939, Mohr. M 7.20. — Unter Anerkennung gewisser neuontologischer Motive, aber mit kritischer Freiheit gegenüber ihren Einzelaufstellungen will die Schrift den Kerngedanken des Kritizismus neu herausstellen und die prinzipielle Möglichkeit einer vorontologischen Grundlehre aufzeigen, von der aus erst eine Konstitution ontologischer Schichten möglich sei. Demgemäß sucht von den beiden Kapiteln, in welche die Studie zerfällt, das erste Ontologie als Grundlehre fragwürdig zu machen, während das zweite vom Standpunkt des Kritizismus aus den entscheidenden Leitgedanken einer vorontologischen Grundlehre skizziert. Kritisch erörtert werden die neuontologischen Lehren von Heidegger, N. Hartmann und G. Jakoby, sowie die Ontologie in der kritizistischen Philosophie H. Rickerts. Wenn die neuontologischen Theorien den Satz vertreten, daß Erkennen ein Seinsverhältnis sei, und auf Grund dieses Satzes die Ontologie der Erkenntnistheorie vorordnen, betrachtet die vorliegende Schrift es als eigentlichen Nerv des Kritizismus, daß eine vorontologische Erkenntnistheorie alle Philosophie fundiere. Dies auf Grund der Erwägung, daß Sinn und Gültigkeit begrifflich früher sind als das Sein, Sinn und Gültigkeit aber der Subjektivität entspringen, die ihrerseits selbst als irreales Gebilde zu fassen sei. Das ist tatsächlich die Grundthese des transzendentalen Idealismus, die in verschiedener

Weise durchgeführt und auch von Heidegger, N. Hartmann und Rickert angenommen wird. Wäre sie wahr, so ginge tatsächlich eine vorontologische Erkenntnistheorie aller Philosophie voraus. Insofern weist Z. mit Recht auf eine ernste Inkonsistenz bei manchen Vertretern der Neuontologie hin. Wesentlich anders dagegen liegt die Sache, wenn aller Sinngehalt nur Sinngehalt eines möglichen oder wirklichen Seienden ist und alle Gültigkeit der Sätze unmittelbar in den möglichen und wirklichen Dingen und letztlich in Gott gründet. Dies ist aber tatsächlich der Fall. Und deshalb ergibt sich eine Grundlegung der Philosophie, bei der Erkenntnistheorie und Ontologie gleich von Anfang an innerlich geeinigt sind. Die *prima philosophia* umfaßt in sich Erkenntnistheorie und Ontologie und leistet, streng durchgeführt, zugleich auch die von Kant geforderte „Kritik der Vernunft“. Keine philosophische Disziplin ist unmetaphysisch. Wenn man sich seit der Kritik der reinen Vernunft daran gewöhnt hat, die Erkenntnistheorie als Grundlage aller Philosophie anzusehen, so kann die ontologisch-erkenntnistheoretische Diskussion der Gegenwart dazu führen, daß die *prima philosophia* wieder auf ihren alten Ehrenplatz gestellt wird. Doch ist nicht ihre einfache Erneuerung, sondern ihre tiefere Grundlegung in innerer Auseinandersetzung mit den von der Neuzeit und Gegenwart gestellten Fragen erfordert. Nink.

Wimmer, H. A., *Neue Dialoge zwischen Hylas und Philonous. Gespräche über den Kausalzusammenhang des Bewußtseins und die Grundlagen der transzendentalen Philosophie.* 8^o (VIII u. 154 S.) Heidelberg 1938, Winter. M 7.—. — Der Verf., von den philosophischen Zeitströmungen offenbar wenig beeinflusst, will tatsächlich den Idealismus Berkeleys erneuern. Die Gespräche gehen von der Frage aus, wie die wesentliche Verschiedenheit von Physischem und Psychischem mit dem Kausalzusammenhang zwischen beiden vereinbar sei. Diese Gegebenheiten wären unvereinbar, wenn das Physische als Ding an sich dem Bewußtsein gegenüberstände. Das wahre Ding an sich, das sich als Gegenstand der Metaphysik der Intuition erschließt, ist also allein das Bewußtsein, und auch dieses nicht als erkennendes — denn als solches hängt es vom Physischen kausal ab —, sondern, wie bei Schopenhauer, als Wille. Ihm sind alle Gegenstände und ihr Kausalzusammenhang immanent. Transzendentes kann es für das Bewußtsein nicht geben, da das Sein der Gegenstände im Wahrgenommensein aufgeht. Über die Mehrheit wirklicher bewußter Subjekte, die Berkeley noch annimmt, scheint sich W. keine Gedanken gemacht zu haben, obwohl die Frage eigentlich durch die Gesprächsform nahegelegt ist. Im Vorwort bemerkt der Verf., die beiden ersten der 3 Dialoge hätten bereits 1911 im Entwurf fertig vorgelegen. In der Tat ist die Schrift eine verspätete Frucht der Bewußtseinsphilosophie der Zeit vor dem Weltkrieg. Daran ändert sich auch dadurch nichts, daß diese Art des Philosophierens zeitgemäß als „arisch“ bezeichnet wird. de Vries.

Wilpert, P., *Zum aristotelischen Wahrheitsbegriff: PhJb* 53 (1940) 3—16. — Das 1. Heft des PhJb 1940 ist von Schülern Jos. Geysers zu einer bescheidenen Ehrengabe zum 70. Geburtstag des verehrten Lehrers gestaltet worden. Als ersten Beitrag bringt es diesen Aufsatz von W. In den früharistotelischen Schriften herrscht als Erbstück der platonischen Lehrzeit der ontologische Wahrheitsbegriff vor; Wahrheit ist das wahrhaft Seiende; nur tritt bald an Stelle der überempirischen Wirklichkeit der Ideen die empirische

Wirklichkeit. Später rückt die logische Wahrheit an den ersten Platz. Im eigentlichen Sinn findet sie sich nur im Urteil. Wenn daneben auch eine Wahrheit des begrifflichen Denkens anerkannt wird, so liegt hier nicht, wie W. Jaeger meint, ein Widerspruch vor, der Aristoteles entgangen wäre. Durch Ausdeutung von Met. Θ 10 zeigt W., daß die „Wahrheit“ des einfachen Begriffs von Aristoteles nur in analogem Sinn verstanden wird. Aufstellungen W. Jaegers über die zeitliche Aufeinanderfolge aristotelischer Schriften finden dagegen durch die Untersuchung neue Bestätigung.
de Vries.

Hermann, E., Sprache und Erkenntnistheorie (Nachr. v. d. Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-hist. Klasse. Fachgruppe 3. Bd. 2, 4). gr. 8^o (20 S.) Göttingen 1940, Vandenhoeck u. Ruprecht. M 1.—. — Der Verf. zeigt zunächst in sehr anregender Weise, welche geistigen Leistungen beim Erlernen des Sprechens schon vom Kind gefordert und vollbracht werden. Dann geht er dazu über, aus den Tatsachen der Sprache den Zweifel an der Wirklichkeit der Außenwelt als sinnlos zu erweisen. Hätte der Skeptiker recht, so wäre das Erlernen der Sprache kein erstrebenswertes Ziel mehr; bei jeder Benutzung der Sprache verwickelt sich der Skeptiker in einen Widerspruch; die sprachliche Darlegung seiner Auffassung ist für ihn eigentlich sinnlos; vor allem das Dasein anderer denkender Wesen, anderer Menschen, und von da aus das Dasein der Außenwelt überhaupt lassen sich von den Tatsachen des Sprechens aus erweisen. H. meint, diese Gedanken seien bisher von den Philosophen nicht beachtet worden. Das stimmt nicht ganz. Schon Aristoteles läßt den Skeptizismus an den Tatsachen der Sprache scheitern (Met. 4, 4; 1006 a 11 ff.). Neuerlich vgl. A. Brunner in Schol 8 (1933) 41—63 und J. de Vries, Denken und Sein 194—196.
de Vries.

Wild, K. W., Intuition. 8^o (X u. 240 S.) Cambridge 1938, University Press. Sh 10/6. — Auf breiter Erfahrungsgrundlage sucht W. die Bedeutung des Ausdrucks „Intuition“ zu klären. Eine erste Gruppe von Beschreibungen paßt auf jenen einfachen Akt, der jeder Erkenntnis zugrunde liegt; er entspricht etwa dem, was man in der Scholastik als *simplex apprehensio* bezeichnet. Eine zweite Gruppe von Zeugnissen und Beschreibungen läßt Intuition als eine außerordentliche Erkenntnisart erscheinen, deren Gegenstände nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Sinneserfahrung und des schlußfolgernden Denkens erkannt werden. Als Gegenstände dieser Intuition werden besonders die Teleologie und die Überwelt namhaft gemacht. Über die Zurückführbarkeit der Intuition im zweiten Sinne auf die gewöhnlichen Erkenntnisweisen gibt W. kein abschließendes Urteil ab.
Brugger.

* * *

Lavelle, L., De l'acte. La dialectique de l'éternel présent (Coll. Phil. de l'esprit). gr. 8^o (541 S.) Paris 1937, Aubier. Fr 75.—. — In einem großen metaphysischen Wurf stellt L. dar, wie sich der Mensch durch die Welt zu Gott verhält. Sein Kerngedanke ist, daß ein inneres Durchdringen des Seienden einzig von dem *Akt* her möglich ist, dem es entstammt. In uns selbst machen wir die Urerfahrung des Aktes. Doch ist unser Akt nicht vollkommen unser; vielmehr überschreitet er uns nach allen Seiten. Damit zeigt sich die für alles Weitere entscheidende Spannung zwischen der Relativität und Begrenztheit unserer menschlichen Natur und der

Absolutheit und Unbegrenztheit, die an unserem Akt aufstrahlt. Diese Spannung offenbart, daß wir unsern Akt empfangen; hierin liegt eine zweite Grundidee des Buches, nämlich die der *Partizipation*. Quell von allem ist der reine oder unendliche Akt; als reiner ist er Sein und letzter Grund des Seins zugleich. Von ihm empfangen auch wir als endliche freie Wesen unser Dasein; das ist der Anfang unserer Teilnahme. L. selbst spricht von Partizipation eigentlich nur bei unseren Akten, insofern sie die Vollkommenheit des reinen Aktes in Besitz nehmen. Von echter Partizipation kann nur dann die Rede sein, wenn ihre Wesensbedingungen gewahrt werden, nämlich einerseits die Unveränderlichkeit Gottes und seine Freiheit, sich uns mitzuteilen, andererseits die Freiheit des Menschen. Hiermit ist das *Intervall* gegeben, ein drittes Leitmotiv des Werkes. Stets auf den reinen Akt hingespant und ihn doch nie in seinem Selbst erreichend, bewegt sich der Mensch unaufhörlich zu ihm hin. So wird ihm die Einfachheit des reinen Aktes nur durch eine Vielheit gebrochen zugänglich, und sein Streben wird infolgedessen den Bedingungen von Raum und Zeit unterworfen. Wie der Raum eine Vielheit von Objekten ermöglicht, so gewährt die Zeit eine Abfolge vielfältigen Umganges mit ihnen. Das bedeutet aber: der Weg des Menschen führt durch die Welt, in der das Intervall seine sichtbare Ausprägung findet. An der Welt entfaltet sich „die Dialektik des gegenwärtigen Ewigen“, die uns von Stufe zu Stufe vorantreibt, bis diese gebrochene Gegenwart von der vollendeten Gegenwart des Unendlichen abgelöst wird. Seine Erhebung zu Gott ist die persönliche Aufgabe jedes einzelnen Menschen (jeder schafft sich seine Welt), aber zugleich auch ein Teilnehmen an der gemeinsamen Aufgabe aller, insofern er mit den andern durch dieselbe Welt verbunden ist und deshalb sich ihnen öffnen muß. — L.s Werk ist eine hervorragende denkerische Leistung. Es bietet eine tiefe, lebendige Schau des ganzen Universums im Lichte des Aktes. Verflochten in die Philosophie der Zeit, bewältigt es doch selbständig und einheitlich die Probleme. Freilich bleiben seine Formulierungen zuweilen etwas schillernd (zumal nach der Seite des Pantheismus hin), obwohl uns scheint, daß im ganzen Zusammenhang alles richtig verstanden werden muß.

Lotz.

Barth, T., O. F. M., Zur Grundlegung der Gotteserkenntnis. Problemvergleichende Betrachtung von Thomas über Skotus bis heute: *WissWeish* 6 (1939) 245—264. — Nicht univocatio entis gegen analogia entis, sondern von univocatio zur analogia, ist die Schlußformel dieser Abhandlung. Duns Skotus sagt nach ihr mit Recht, daß alle transzendentalen Begriffe in ihrer reinen Gestalt sowohl von Gott als auch von der Welt in gleichem Sinne gelten und gelten müssen, wenn anders uns etwas mit Gott gnoseologisch vereinen soll. Das Fundament der Gotteserkenntnis könne mit Hilfe der Analogie nicht begründet werden. Die analogia attributionis sage zwar, daß die beiden Relate Gott und Welt etwas Positives und Einigendes haben, nämlich das Sein, aber das Hauptanliegen der Analogie gehe darauf hinaus, dem einen Bezugsglied das Sein primär und dem andern nicht primär zuzuerkennen. Dadurch werde das positive Moment der Analogie vollständig verdeckt und das negative Moment der Verschiedenheit einseitig in den Vordergrund geschoben. Die Analogie „ist keine Einheit, sondern eine Zweiheit“ (248). Damit von der Welt auf Gott als erste Ursache gültig geschlossen werden könne, dürfe keine quaternio terminorum

vorliegen. „Eine solche läge aber vor, wenn das Sein analog im Sinne einer analogia attributionis wäre (statt einem zwei Begriffe). Daraus folgt, daß die Analogie auf einem noch viel allgemeineren Problem fußt, dem Problem der letzten Einheit des Seins. Ohne seine Lösung entbehrt die Analogie ihres Fundamentes“ (249). — Die Abhandlung bleibt sich nicht ganz konsequent. Sie sagt zwar, daß nach der analogia attributionis Gott und Welt das Sein gemeinsam haben, unterstellt aber dann, daß nach derselben Analogie in Wirklichkeit „zwei wesentlich verschiedene Begriffseinheiten“ vorlägen: „primäres Sein und nichtprimäres Sein“ (248). Das wird der Analogielehre nicht ganz gerecht. Denn diese betont auch, daß das Sein Gott und den geschaffenen Dingen im eigentlichen Sinne zukommt; vgl. S. Thomas, S. theol. 1 q. 13 a. 3 und 5. Diese Übereinstimmung im Sein nennt Duns Skotus univocatio entis. So gefaßt ist der Unterschied zwischen Thomas v. A. und Duns Skotus weniger wesentlich, als die Abhandlung meint. Thomas betont mehr die bei den analogata Gott und Welt vorliegende wesentliche Seinsverschiedenheit, ohne die Seinsübereinstimmung zu leugnen, während Duns Skotus mehr die Seinsübereinstimmung betont, ohne die wesentliche Seinsverschiedenheit zu leugnen. Recht hat die Abhandlung darin, daß auf dem philosophischen Wege zu Gott mehr die transzendente univocatio entis hervortritt, und erst wenn Gottes Dasein und Wesen erkannt sind, die analogia entis ausgebaut werden kann. — Daß der Seinsbegriff weder mit Duns Skotus hinreichend als „reines Sosein“ bestimmt wird, noch hinreichend mit der vorliegenden Abhandlung als Sosein, das bei den realen Dingen auch Dasein als letzte ontologische Grundlage habe, daß er darüber hinaus eine innerlich logisch-teleologisch gegliederte Ordnungseinheit besagt, in der die wichtigsten erkenntnistheoretisch-metaphysischen Fundamentalbegriffe gründen, siehe beim Ref., Sein und Erkennen, Leipzig 1938, 92—112, 249—256, 341 ff. In der philosophischen Begegnung mit der modernen Gottesleugnung hat die innere Erschließung des Seinsbegriffes eine wesentliche Bedeutung sowohl in erkenntnistheoretisch-kritischer wie in metaphysischer Hinsicht. — Zur historischen Frage bei Skotus vgl. die Besprechung des Buches von B.: De fundamento univocationis apud Joannem Duns Scotum im 2. Kapitel des vorliegenden Heftes dieser Zeitschrift. Nink.

* * *

Barthel, E., Der Mensch und die ewigen Hintergründe (Religionsphilosophie, Metaphysik der Zeit und ethische Zielbestimmung). gr. 8^o (69 S.) München 1939, Reinhardt. M 2.20. — B. will eine neue Weltanschauung begründen. Einleitend wird Religion definiert als ein „Versuch, den in Raum und Zeit existierenden Menschen und die in Raum und Zeit existierende Natur mit jenem andern Reich der Werte und Gestaltideen in Wiederverbindung oder in Verbindung zu bringen, das nicht ‚von dieser Welt‘ ist“ (13). „Offenbarung ist die Geburt großer Dinge für die menschliche Kultur im Innern einer besonders Persönlichkeit“ (18). Auf Seite der Empfangenden entspricht dem der „Glaube“, das „Hingewendetsein zu Person und Lehre großer Menschen, mögen sie tot sein oder heute noch leben.“ Bezüglich der „letzten Dinge“ unterscheidet der Verfasser drei Stufen: Gott oder das All-nichts, das über beiden andern steht, das Reich der „Monaden“ (der Engel) als eine gegliederte Komplementärwelt, in der sich das Göttliche selbst punktualisiert, und endlich die Menschenwelt, in

denen sich die Geister materialisieren. Die beiden letztern Welten verhalten sich wie negativer und positiver Pol einer Ganzheit. Unser Wissen von Recht und Liebe, Wahrheit und Schönheit entstammt der höhern Welt, in der wir wahrscheinlich schon eine Präexistenz hatten. — Den beiden Modalitäten menschlichen Seins entsprechen zwei Hälften der Zeit, die eine im irdischen Werden und Vergehen, die andere in die Ewigkeit getaucht. In dieser wird der Gute seinen Lohn und der Böse seine Strafe erhalten, aber nicht durch den Machtspruch eines „zweibeinigen Gottes“, sondern durch die Rhythmik im Seienden. In einem Anhang verweist B. auf Freude, Güte und Gestaltung als dreieiniges Lebensziel. Anzuerkennen ist die Abkehr von Materialismus und Positivismus sowie der Hinweis auf die ethischen Werte. Die Metaphysik dagegen scheint uns zu phantastisch und unbewiesen. Leider ist die Schrift von einer ebenso gehässigen wie oberflächlichen Polemik gegen katholische Anschauungen durchzogen. Ein Blick in ein dogmatisches Lehrbuch hätte dem Verf. manche Blößen ersparen können. Wir können es nur bedauern, daß sich ein so hochstehender Verlag in den Dienst eines solchen Pamphlets stellen konnte. Rast.

Sawicki, F., Das Irrationale im Weltgrund: PhJb 52 (1939) 369—383. — Der metaphysische Dualismus stellt entweder Gott ein außergöttliches Prinzip entgegen, oder sucht in Gott selbst außer dem Prinzip des Lichtes auch ein Prinzip der Finsternis. Gegenstand der Untersuchung ist der Dualismus in dieser zweiten Form. In Gott selbst ist kein Raum für das Irrationale, aber es liegt auf seinem Wege als Mittel, und es ist Hülle, in die er sich kleidet. — Die Möglichkeit der Sünde sollte nicht auf die Willensfreiheit als solche, sondern auf die in ihr sich auswirkende Kontingenz zurückgeführt werden. Damit entfällt die in ihren Folgerungen verhängnisvolle Selbsteinschränkung Gottes. Brugger.

4. Naturphilosophie. Psychologie und Anthropologie.

Esser, G., *Cosmologia*. gr. 8^o (XIX u. 357 S.) Techny, Illinois 1939, Domus Missionum ad St. Mariam. geb. Doll 2.—. — Ein Lehrbuch für die Schule will dieses Werk sein. Für diesen Zweck ist es ausgezeichnet geeignet wegen seiner Übersichtlichkeit und Klarheit. Mit großem Fleiß hat der Verf. das ihm erreichbare Material aus anderen Lehrbüchern ähnlicher Art und auch aus neuen Zeitschriftenartikeln gesammelt und zu einem Ganzen geordnet, das die gesamte Philosophie der anorganischen und organischen Natur bietet. Die Brauchbarkeit des Buches wird noch erhöht durch ein gutes Sachregister. — Die spekulative Durchdringung des Stoffes läßt bisweilen etwas zu wünschen übrig. Junk.

Pavelka, A., Das Wirkungsquantum in aristotelischer Auffassung. Physikalische Gespräche mit Aristoteles: DivThom(Fr) 17 (1939) 175—196, 289—310, 451—470. — In Form eines Gespräches zwischen Aristoteles, einem Vertreter der Logik (Logicus) und einem Vertreter der modernen Physik (Physicus) wird versucht, die Grundbegriffe der aristotelischen Naturphilosophie, Stoff und begriffliche Form (!), auf die Ergebnisse der heutigen Physik, speziell das Wirkungsquantum, anzuwenden. Im Laufe der Abhandlung werden manche interessante Gedanken vorgetragen. Besondere Beachtung verdienen die Überlegungen im 3. Teil über die Zeit als vierte Dimension der quantenhafte auftretenden Wirkung in den

Photonen. — Im übrigen wirkt aber die Anwendung der aristotelischen Begriffe auf das Wirkungsquantum als ein gewaltsames Hineinpressen der modernen Forschungsergebnisse in vorgefaßte Schemata. Außer dem „Physicus“ der Abhandlung wird wohl kaum ein Vertreter moderner Physik „die aristotelische Auffassung dieses Grundbegriffes der Quantenphysik (sc. des Wirkungsquantums) als wissenschaftlich zweckmäßig erwiesen“ (176) betrachten. Aufgabe einer modernen Naturphilosophie ist weniger die Anwendung der aristotelischen Begriffe auf die moderne Physik als vielmehr eine philosophische Interpretation der neuen Ergebnisse, wobei allerdings die aristotelische Denkhaltung maßgebend sein wird.

Junk.

Maier, A., Das Problem der intensiven Größe in der Scholastik. gr. 8^o (78 S.) Leipzig 1939, Keller. *M* 3.50. — Die durch ihre ausgezeichneten philosophiehistorischen Untersuchungen rühmlichst bekannte Verfasserin wendet in dem vorliegenden Büchlein ihre Aufmerksamkeit der Geschichte des Problems der intensio und remissio formarum zu, das in der Scholastik eine große Rolle gespielt hat. Die Frage, auf welche Weise intensive Veränderungen, d. h. eine Vermehrung und Verminderung, innerhalb derselben konkreten Qualität möglich sind, ohne daß eine spezifisch andere Form entsteht, hat das scholastische Denken immer wieder beschäftigt. Unter Heranziehung des gedruckten und ungedruckten Quellenmaterials wird die Entwicklung des Problems und seiner Lösungen lichtvoll und klar dargestellt, angefangen von den Denkern, an die die Scholastik anknüpfte, bis zur Zeit, da durch die entstehende neue Naturwissenschaft die Fragestellung eine andere wurde. Interessant und treffend ist der Nachweis, wie die empirische Wissenschaftshaltung der Neuzeit im Ockhamismus grundgelegt wird.

Junk.

Beringer, C. Ch., Das Werden des erdgeschichtlichen Weltbildes im Spiegel großer Naturforscher und Denker aus zwei Jahrhunderten. gr. 8^o (VII u. 88 S.) Stuttgart 1939, Enke. *M* 4.—. — In geistreicher Darstellung wird gezeigt, wie in den letzten zwei Jahrhunderten Naturwissenschaftler und Philosophen die Bausteine zusammengetragen haben zu dem Bild der Erdgeschichte, wie wir es heute haben. Zu den ersten, die in den fossilen Spuren eine ferne Vergangenheit der Erde sahen und damit eine Geschichte der Natur im Laufe der Zeit ahnten, gehört Leonardo da Vinci. Seitdem ist mit großem Eifer das Studium dieser Geschichte betrieben worden. Das so entstandene geschichtliche Bild zu vollenden, sei Aufgabe der neuen Generation. Möchte diese Aufgabe dem Wunsche des Verf. entsprechend in einträchtiger Zusammenarbeit von naturwissenschaftlicher Forschung und philosophischer Spekulation erfüllt werden.

Junk.

Steiner, B., Der Schöpfungsplan. Wesen und Bedeutung organischer Homologie. Luzern/Leipzig 1938, Räber. *M* 5.70. — Als fachwissenschaftlicher Beitrag zur theoretischen Biologie steht das Buch auf hohem Niveau und stellt an den Leser nicht geringe Anforderungen, fesselt ihn aber auf jeder Seite durch die bewundernswerte Sachkenntnis des Verf., seine Belesenheit, seinen gewandten Stil und die wohlbegründete, geradezu vernichtende Kritik an den nominalistischen, dogmatisierenden, romantischen Tendenzen des Transformismus. So wuchtig wie hier sind die Lieblingsideen moderner Vertreter einer uneingeschränkten Entwicklungslehre seit langem nicht mehr angegriffen worden. St. vertritt

die Ansicht, daß zwar eine Entwicklung der Arten und nächsthöheren systematischen Kategorien (bis zur Familie ausschließlich) stattgefunden habe, obwohl das Faktorenproblem bisher durchaus ungelöst sei; eine solche Typen-*Abwandlung* durch innerweltliche Faktoren sei vorstellbar und wahrscheinlich. Aber für Typen-*Umwandlung*, den Übergang von einem Bauplan zum andern, finde sich keine Spur eines Beweises. Auch innerhalb der Hauptabteilungen des Organismenreiches sei die Bauplanähnlichkeit primär logisch und nicht historisch-phylogenetisch; die Beweisführung, mit welcher die Phylogenese aus den systematischen Beziehungen als solchen erschlossen wird, sei eine *petitio principii*. „Wir sagen, daß die [angeblichen] Abstammungsbeziehungen nichts anderes als die logische Verbundenheit der Organismen zutage förderte, die sich aus dem *Schöpfungsplan* der organischen Welt ergeben. Gesucht haben die Naturforscher freilich diese Beziehungen nicht, wohl aber gefunden.“ Ebenso wertlos wie das sog. systematische Argument sind auch die Beweise aus der Embryologie und den rudimentären Organen. Die Keimesentwicklung schreitet nicht vom Vergangenen zum Gegenwärtigen fort (Häckels biogenetisches Grundgesetz), sondern vom Allgemeinen zum Besonderen (Potenz-Akt-Verhältnis). Die phylogenetische Deutung der angeblichen rudimentären Organe versagt bei den geschlechtshomologen Bildungen vollständig. — Das Buch sei allen Freunden einer vorurteilsfreien Philosophie des Organischen angelegentlichst empfohlen. Schmitz.

* * *

Langendörfer, H., Leitfaden der Psychologie. 8^o (VIII u. 120 S.) Bonn 1940, Hanstein. M 2.30. — Das Büchlein gibt auf engstem Raum einen Überblick über die Ergebnisse der experimentellen Psychologie. Die Darstellung ist lebhaft, geistreich, gewürzt durch interessante Anwendungen. Die Folge der Kapitel behandelt: Die Seele im allgemeinen (15 S.), Gefühl und Wille (25), Die Empfindungen (40), Raumwahrnehmung (3), Seelische Entwicklung (6), Vorstellung, Gedächtnis (16), Gesamtpersönlichkeit, Suggestion, Charakter (10). Bei der Seele wird die Verschiedenheit der vegetativen, sinnlichen und rationalen Seele betont, die Kretschmersche Typenteilung, der Instinkt; beim Willen unter anderem die Komplexe und Verdrängungen, die Willensfreiheit, deren Wesen allerdings unklar bleibt. Die Empfindungen nehmen ein Drittel des ganzen Büchleins ein. Da die Empfindungen nur der Eingang in die Psychologie sind, mit vorwiegend physiologischen Erklärungen, während die Wahrnehmungen die eigentlichen psychologischen Gebiete der sinnlichen Erkenntnisse, mit ihren psychologischen Erklärungen nur 3—4 Seiten zugewiesen erhalten, wird man diese Raumverteilung nicht glücklich nennen können. Bei den Farbentheorien ist die von G. E. Müller mit Recht bevorzugt. — Das Büchlein erfüllt den Zweck, Interesse für das Fach zu erwecken. Fröbes.

Reyer, W., Organische Psychologie. Grundriß einer psychischen Anthropologie (Neue Deutsche Forsch., Abt. Charakterol., Psychol. und Philos. Anthropol.). gr. 8^o (162 S.) Berlin 1939, Junker u. Dünhaupt. M 7.—. — Der Verf. setzt sich die Aufgabe, in scharfer Ablehnung alter Elementenpsychologie „die Erkenntnis zu erhärten, daß sich alles bewußte Wirken in Sinngewandlungen und Wertungen vollzieht, und den Nachweis zu erbringen, daß sie sich in der organischen Zurückführung der bewußten Betätigungen wie in

der Deutung ihrer Äußerungen bestens bewährt, auch wissenschaftlichen Anschauungen entspricht, für welche die Begriffe der Erbgundenheit und der Selbstsicherheit des seelisch-geistigen Lebens grundlegend geworden sind“. Er beginnt mit der Darstellung der „Wirkungsmittel des Bewußtseins“, schreitet weiter zu den „Wirkungsweisen des Bewußtseins“ (Auffassen, ideelle und abstrakte Sinnbildungen, Wissensformungen), zu den seelischen Bedingungen des bewußten Wirkens (Lebensgefühl, Selbstwertbewußtsein, Wille) und führt zuletzt vor die „Bewußtseinsstrukturen“ (Bildungsstrukturen, Gesinnungen und Überzeugungen, Strukturen persönlichen Lebens, Gemütsart und Temperament, Aufbaugesetze des Charakters, Anlagen und Begabungen). Stoffabgrenzung und Darstellungsweise sind wohl weniger die eines „Grundrisses“ im üblichen Wortsinn, als die einer Reflexion über Psychologie und das, was sie, in bestimmter Sichtweise überblickt, bieten konnte. Das Werk gibt viele überraschende, geistvolle Durchblicke und Formulierungen. Schade, daß die Bedeutungs- und Gestaltungsmacht des Religiösen für den Gesamtaufbau des Seelischen nicht zur entsprechenden Geltung kommt. Willwoll.

Tumlirz, O., Anthropologische Psychologie. 8^o (539 S.) Berlin 1939, Junker u. Dünnhaupt. M 12.—. — Das umfangreiche Buch geht von der Grundannahme aus, daß „die Psychologie mehr als manche andere Wissenschaften weltanschaulich, rassisch und völkisch gebunden ist“, daß daher „eine ihrer Standpunktgebundenheit bewußte deutsche Psychologie nur versuchen kann, die Persönlichkeit des deutschen Menschen zu erfassen“. T. will Psychologie, nicht Metaphysik treiben und sich daher ganz innerhalb der Welt des unmittelbar Erfahrbaren halten. Er sieht seine Aufgabe darin, das Verhältnis von Ich und Fremdwelt, wie es sich im Erleben des Ich spiegelt, darzustellen. Er nennt seine Psychologie „anthropologisch“. „Ihr Hauptanliegen ist nicht in erster Linie die Erforschung allgemeingültiger, rein formhaft gefaßter Erlebnisabläufe, sondern das eigenpersönlich und charakterlich bestimmte Erleben, dieses als beseelt lebende Form verstanden; daher steht sie mit den Typenlehren in enger Beziehung. Zwei Gruppen von Grundformen des menschlichen Seins sind für die anthropologische Betrachtung von besonderer Wichtigkeit, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern und zwischen den Rassen.“ Es handelt sich also um den großangelegten Versuch einer differenziellen Psychologie, die vor allem die charakterlichen, geschlechtlichen und rassischen Unterschiede, und zwar auch in ihren Entwicklungs- und Lebensstufen herausarbeiten will. Als Arbeitsweisen einer so aufgefaßten „anthropologischen“ Psychologie kommen nach T. alle bisher angewandten Methoden der Psychologie, allerdings innerhalb der ihnen wesensgemäßen Grenzen in Betracht. — T. legt ein großes Material vor und zeigt sich in der neueren psychologischen Literatur gut bewandert. Er bietet zunächst eine Entwicklung der Problemstellung in der Psychologie vor allem seit der Mitte des 19. Jahrh. Sodann sucht er sich eine Grundlage und das Einteilungsprinzip seiner eigenen Auffassung zu schaffen, indem er sich um eine entwicklungsmäßige Aufgliederung des Seelenlebens bemüht. Daran schließt sich die eigentliche Arbeit, die zunächst die Gegebenheiten der „Vorwelt“ aufdeckt: die rassischen, geschlechtlichen und eigenpersönlichen Erbgrundlagen; worauf sich der Verf. der Analyse des Erlebens der Triebwelt, der Mitwelt, der Außenwelt und der Wertwelt zuwendet. — T. ist sich bewußt, daß es sich

in seinem Buch um einen Versuch handelt. Dieser muß verständlicher Weise die ungeklärte Problematik der Charakterologie und Typenlehre ebenso in Kauf nehmen, wie die zahlreichen Fragen, die die differenzielle Geschlechterpsychologie und vor allem die noch in den Anfängen stehende Rassenpsychologie dem Forscher stellen. So ist es nicht verwunderlich, wenn der kritische Leser oft größere Schärfe der Analyse, bessere Unterbauung der Beobachtungen, behutsamere Vorsicht in der Deutung wünschte. Das Buch gibt aber einen guten Einblick in das Wollen einer vor allem rassenmäßig unterbauten Psychologie. Schröteler.

Sellmaier, J., *Der Mensch in der Tragik*. 8^o (302 S.) Krailing vor München 1939, Erich Wewel-Verlag. M 5.—. — Diese Studien über das Tragische im Menschen wollen ein Beitrag sein zu einer philosophisch-theologischen Anthropologie. Sie rühren an jene Fragen des „ewigen“ Menschen, die gerade in der heutigen Zeit immer wieder gestellt werden. Zugleich wird uns eine Geschichte dieser Gedanken im Verlauf der Menschheit geboten und eine Blütenlese der eindrucksvollsten literarischen Niederschläge, wobei auf die griechischen Tragiker, die altgermanischen Sagen und die neuzeitlichen Dichter und Philosophen besonderer Nachdruck gelegt wird. Vom rein Menschlichen aus gesehen könnte es fast scheinen, als ob das Weltbild vereinseitigt werde und die gesunden, kräftigen, lebensbejahenden Farbtöne verlöre. Der Hauptmangel des Buches liegt aber in dem Versagen einer christlichen Deutung. Auf der Umschlagseite ist zu lesen, daß die Schrift nicht für jene sei, „die alle Probleme damit für gelöst halten, daß sie sich Christen nennen“. Das ist überspitzt gesagt. Zwar finden wir gelegentlich auch den Hinweis auf die Kraft der Erlösung, wie die Tragödie durch den Geist des Christentums gesprengt sei, wie die Schuld und das Dämonische den Urgrund und die Hauptquelle des Tragischen bilde, wie durch die Gnade die Tragik gelöst und aufgehoben sei, aber es sind leider nur Ansatzpunkte und Andeutungen. Wir vermissen die Auswertung des als Motto gewählten Schriftwortes: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt ...“. Trotzdem wird der Mensch von heute sich in vielen Ausführungen angesprochen und angeregt fühlen. Beumer.

Jaensch, E. R. — Hentze, R., *Grundgesetze der Jugendentwicklung. Erkenntnisse der Jugendanthropologie in der Ausrichtung auf neudeutsche Erziehung* (Beiheft 80 zur ZAngewPsych). 8^o (VIII u. 217 S.) Leipzig 1939, Barth. M 13.20. — Die beiden in diesem Heft vereinigten Arbeiten befassen sich mit der Phasenbildung im Kindheits- und Reifealter. Während E. R. Jaensch, der vor kurzem verstorbene Marburger Psychologe, mehr programmatische Ausführungen macht, in denen er seine Typenlehre kurz darstellt, gegen abweichende Richtungen abgrenzt und sie als Ausdruck der deutschen Bewegung zu erweisen sucht, unternimmt es Hentze mit mannigfachen Methoden, unter denen die Analyse spontaner Kinderzeichnungen bevorzugt angewandt wird, einen Wechsel zwischen den Jaenschschen I- und S-typen aufzuweisen, in der Hoffnung, nicht nur die so verschiedenartigen Phasenfestlegungen der Autoren um eine neue zu bereichern, sondern das Problem grundlegend zu lösen. Dabei wird man gern anerkennen, daß H. manche gute und aufschlußreiche Beobachtungen gemacht hat, aber auch bemerken dürfen, daß abgesehen von den Problemen, die die Jaenschsche Typenlehre als solche aufgibt, der Verf. nicht allweg der Gefahr entgangen zu sein scheint, von den festliegen-

den Typen aus die Äußerungen kindlichen und jugendlichen Seelenlebens zu deuten, anstatt aus einer unbefangenen Beobachtung dieser Äußerungen den Ablauf der Phasen abzulesen. Schröteler.

Gehring, F., Das Seelische. Wider die Verdoppelung des Menschen (Neue Deutsche Forsch., Abt. Charakterol., Psychol. u. Philos. Anthropol.). gr. 8^o (117 S.) Berlin 1939, Junker u. Dünnhaupt. M 5.20. — Unter „unumwundener Leugnung“ der substantiellen Seele vertritt der Verf. die Auffassung, das einzige im Wechsel aller Teile Bleibende im Menschen sei „sein Bau, die Besonderheiten seiner Organisation, welche das Einmalige seines Ich ausmachen“. Es sei wie bei einer Uhr, bei der im Lauf der Zeit sämtliche Teile ausgewechselt und durch neue ersetzt würden und die doch „die gleiche Uhr“ bleibe. Die Tatsachen, auf denen die Lehre von der identisch bleibenden Seele ausgehen, sind aber doch wohl andere, als sie in diesem Gleichnis angedeutet werden. Das Interessante des Buches liegt nicht in der „Thesis“, sondern in der Art, wie von verschiedenen dualistischen oder monistischen Lehren geschichtlich-kritisch die Dunkelheiten aufgezeigt werden.

Willwoll.

Zietz, K., Zur Entwicklung des kausalen Denkens bei Kindern: ZAngewPsych 57 (1939) 50 ff. — Die Arbeit bestätigt aus vielen Nachfragen bei Kindern die allmähliche Entwicklung des kausalen Denkens der Kinder zwischen 8—14 Jahren, die Piaget so eingehend beschrieb. Zuerst faßt das Kind die Naturerscheinungen ganzheitlich auf, worin sich Zwischenglieder noch nicht abheben; dann nach dem Schema der Zusammengehörigkeit: wenn A, dann B; später wird die Folge in Ursache und Wirkung gegliedert; aber die Folge ist noch nicht eindeutig, wird leicht umgekehrt. Mit 14 Jahren ist das endgültig überwunden. Wenn Verf. beim Kind beanstandet, daß von ihm die Ursache noch als eine kraftgeladene wirkende Wesenheit aufgefaßt wird, noch nicht als bloß funktionale Regelung der Verknüpfung, so beruht dieser Vorwurf auf einem positivistischen Irrtum. Fröbes.

Ellerbeck, P., S. J., Een geval van schijndoofheid. gr. 8^o (XI u. 158 S.) Nijmegen 1939, Dekker. Fl 2.25. — Verf. untersucht einen Fall von psychischer Taubheit und erforscht in vorzüglicher Weise die genauere Ursache dieser Störung. Ein Knabe (Piet genannt) erscheint seinen Eltern zunächst taubstumm, bis man in seinem 4. Lebensjahr in der Taubstummenanstalt feststellt, daß er überhaupt nicht taub ist. Mit 6 Jahren lernt er dann in der Hilfsschule einige wenige Wörter verstehen und sprechen. Die genauere Untersuchung während der folgenden Jahre durch den Verf. stellte dann fest, daß Gedächtnis, Intelligenz, Gefühl, Streben normal sind; daß einzelne Worte verstanden und gesprochen werden, aber nie ganze Sätze, die aus ihnen gebildet werden. Sein ganzer Wortschatz waren zunächst etwa 20 Wörter für konkrete Dinge. Es fällt auf, daß sein Benehmen gegen andere nicht normal ist, daß er auf Fragen nicht reagiert. Er geht in Wirklichkeit in einer affektiven Einstellung auf, freut sich über Sinneserfahrungen, Töne, Farben, erlebt sie als individuelle Erfahrungen, ohne Gedanken an ihre Relationen zu den Dingen. Bei persönlichem Unterricht lernt P. nunmehr auch weitere Wörter zu verstehen und zu sprechen. Auf den allgemeinen Unterricht in der Klasse reagiert er nicht; man muß dafür immer erst seinen Namen nennen oder ihn berühren. Verf. nennt diese affektive Einstellung „vitale andoening“; er sieht darin das von Strauß beschriebene „reine

Empfinden“ und untersucht eingehend das Wesen dieses Zustandes. In den folgenden Jahren wird der Knabe dazu gebracht, diese Einstellung immer mehr zurücktreten zu lassen. So wird allmählich das Verständnis und der Gebrauch von Sätzen erreicht. E. vermutet, daß die Störung vergehen werde. — Das Wesentliche des Inhaltes des Buches ist in einem englischen Summarium zusammengefaßt. Immerhin werden dadurch die wertvollen Befunde außerhalb Hollands nicht genügend bekannt werden, wenn nicht die Schrift in irgendeiner der Kongreßsprachen übersetzt wird. Fröbes.

Mohrmann, K., Lautheitskonstanz im Entfernungswechsel: ZPsych 145 (1939) 145 ff. — Schon aus früheren Arbeiten war bekannt, daß man den Ton einer fernen Schallquelle, etwa einer Kirchenglocke, stärker hört, als es der physikalischen Erregung im Ohre entspricht. Verf. mißt das hier genauer mit Hilfe der Formel Brunswiks, indem er die Lautheit eines fernerer Objektes so lange verändert, bis sie der Lautheit eines ganz nahen Schalles gleich erscheint. Wenn es gelingt, die Entfernung ideal zu berücksichtigen, würde die Formel eine Lautheit von 100% ergeben; wenn die größere Entfernung ganz vernachlässigt würde, eine solche von 0%. Als Mittelwert von 24 geprüften Versuchspersonen fand sich ein Wert von mehr als 80; für das gesprochene Wort aus einer Entfernung von $7\frac{1}{2}$ Metern war die Wiedergabe fast vollkommen; dies nimmt immer mehr ab für Musik, für das Geräusch des Metronoms, für den Stimmgabelton (70%). Bei Übung bessert sich die Leistung. Fröbes.

Bornemann, E., Die Wirkungen der zwangsläufigen Arbeit bei übersteigertem Tempo: ZAngewPsych 54 (1938) 259 ff. — Bei den Experimenten handelt es sich etwa um die Addition vorgelegter Zahlen, die einander während der Versuchszeit folgen. Bei der sog. Zwangsarbeit ist die Zeit der Arbeit vorgeschrieben, bei freier Arbeit dagegen dem Arbeiter überlassen. Nach früheren Untersuchungen fordert die Zwangsarbeit trotz größerer Leistungen nicht mehr Energieaufwand als die freie Arbeit. Es heißt im ersten Fall, die Arbeit erscheine nicht einförmig, man könne dabei anderen Gedanken nachgehen, sich gar unterhalten. Hier ließ man nun die geforderte Leistung über die optimale hinausgehen. Es kann dann die Leistung selbst noch steigen durch höhere Willensanspannung. Später tritt dann aber Ermüdung ein und Auslassen einzelner Arbeiten. Es wird geklagt über starke Ermüdung, über Kopfschmerzen. Die Ermüdung betraf am meisten die Fähigkeit zur Willensanspannung. — Aus den Versuchen kann man schließen, daß der Vorgang der Ermüdung auch in der Praxis des Arbeitstages in gleicher Weise erfolgt, die Arbeit wird mühevoller. Der Arbeiter kann nicht mehr an anderes denken. Damit verliert die Arbeit am laufenden Band den Vorzug, den sie hatte, die Arbeitsfreude wird herabgesetzt. Die spezifische Willensermüdung beweist auch, daß das Wollen Intensitätsgrade hat. Ähnlich fand auch Hildebrandt, daß die Leistungsverminderung infolge Alkoholenusses durch starke Willensanspannung kompensiert werden kann. Fröbes.

Newklofsky, K., Untersuchungen über die typendiagnostische Verlässlichkeit der Fragebogenmethode: ZAngewPsych 56 (1939) 145 ff. — Viele Forscher bestimmten die Zugehörigkeit einer Person zu einem der beiden Kretschmer-typen dadurch, daß sie das Verzeichnis der Eigenschaften beider Typen jeden durchlesen und nach dem vorherrschenden Eindruck für sich selbst be-

antworten ließen. Es ergab sich so im ganzen eine befriedigende Übereinstimmung mit den Körperbautypen. Nur eine Untersuchung von Hummer bestreitet das und stellte in den Ergebnissen der Fragebogendiagnose reine Zufallsergebnisse fest. Dagegen wendet sich die vorliegende Arbeit. Danach stimmen die von Hummer angegebenen Ergebnisse des reinen Zufalls mit der Wahrscheinlichkeitstheorie nicht überein; ebenso nicht mit der hier unternommenen Nachprüfung. — Das Hauptergebnis war eine Nachprüfung des Wertes der in den Fragebogen enthaltenen einzelnen Eigenschaften für die Feststellung des Typus. Dafür wurde der Fragebogen denselben Versuchspersonen in Abständen von Monaten noch ein zweites oder gar später drittes Mal vorgelegt. Dann gelten nur diejenigen Eigenschaften als brauchbar, die von vielen Versuchspersonen alle Male in gleichem Sinne beantwortet wurden. Eine Frage, die bei zweimaliger Wiederholung in 25% der Fälle widersprechend beantwortet wird, wird als unbrauchbar gestrichen. So fand sich, daß von den ursprünglichen 18 Fragen des Fragebogens nur 5—6 genügend sicher sind. Legt man diesen verbesserten Fragebogen zugrunde, so ergibt sich nun die kontinuierliche Zunahme von einem Typus zum anderen wesentlich deutlicher als früher.

Fröbes.

Stoltenberg, H. L., Grundformen bewußten Zusammenseins. gr. 8^o (32 S.) Halle 1939, Niemeyer. M 1.20. — Die Schrift strebt eine — an chemische Formeln erinnernde — mathematisch-symbolische Darstellung der verschiedenen Formen des Sozialbewußtseins an. Der übergroße Reichtum an neuen Wortbildungen (Verstehsamnis, Gesinntnis, Liebnis, Haßnis, Verachtinis, Andermitbewußtnis) und die Kompliziertheit der Neubildungen (Worte wie „Mitwirbewußtniswirbewußtnis“, „Mitselbändermitwirbewußtnis“ u. ä.), deren Vereinfachung der Verf. selbst für später wünscht, dürften nicht nur das Verständnis für manche Leser erschweren, sondern, was bedauerlich ist, auch das Streben nach begrifflicher Klärung und Abgrenzung vielfach verkennen lassen.

Willwoll.

McDougal, W., The group mind. gr. 8^o (304 S.) Cambridge 1939, Univ. Press. Sh 7/6. — Verf. gibt hier ein 1920 veröffentlichtes und öfter verbessertes Werk in einer Volksausgabe. Es behandelt gewisse allgemeine Fragen der Gruppenpsychologie, besonders aber die Psychologie des Volkes, der Nation. Unterscheidet man die Gruppen nach der *Höhe der Organisation*, so ist die niederste die Masse. Ihre sonderbaren Eigenschaften sind oft beschrieben worden: etwa die Panik, die das Theaterpublikum beim Feuerruf erfährt. Auffallend ist die Vergrößerung des Affektes durch Übertragung von den Anderen; und die intellektuelle Herabsetzung durch Suggestion. Demgegenüber hat man eine hochorganisierte Gruppe in einer moralisch hochstehenden Armee, etwa der Buren im Kampf um ihre Freiheit oder der Japaner in den letzten Kriegen. Es werden die Bedingungen für das höhere Niveau des Gruppengeistes aufgesucht: das Bewußtsein der Gruppe mit den daraus folgenden Gefühlen und Strebungen, das Bestehen von Traditionen, die Verschiedenheit der Einzelleistungen. Die Unterdrückung der egoistischen Tendenzen gegenüber dem unbedingten Gehorsam wird als jesuitische Erziehung und Hindernis für den Fortschritt geschildert; in Wirklichkeit hat dieser Gehorsam sehr klare Grenzen. — Was das Hauptthema, die *Nation* angeht, so ist nach D. die Einheit der Rasse dafür nicht wesentlich. In den Vereinigten Staaten Amerikas fehle sie durchaus; trotzdem bestehe das National-

bewußtsein, ein Charakter von Unabhängigkeit, Initiative, Energie, Optimismus. Eine scharfe Abgrenzung des Territoriums, wie in England oder Japan ist gewiß günstig, fehlt aber in Deutschland. Ebenso ist nützlich große Freiheit der Verbindungen, wie sie erst heute möglich ist. Im alten Griechenland fiel Stadt und Staat noch zusammen. Ebenso sind wichtig hervorragende Führer; Mohamed brachte den Arabern die Einheit, die vorher nicht bestand. Wesentlich ist der kollektive Wille, die eigene Existenz um jeden Preis zu verteidigen. — Das Selbstbewußtsein des Staates entwickelte sich voll vielfach erst im letzten Jahrhundert, wie in Italien, Deutschland, Serbien, Bulgarien. Das kollektive Wollen, das aus dem Einheitsbewußtsein fließt, setzt die Überzeugung voraus, daß die allgemeinen Maßregeln dem Wohl der Nation dienen. Für den höheren Typus der Nation erscheint ihm das englische Parlament mit seinen Traditionen vorbildlich. — Die *Bildung der Rassen-eigenschaften* liegt, so führt das Werk weiter aus, vor der Zeit der Geschichte und kann nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit beschrieben werden. So ist das Klima nicht wesentlich: das gleiche kalte und feuchte Klima hebt den Rassenunterschied von Engländern und Irländern nicht auf. Die Geselligkeit des Franzosen im Gegensatz zur Verschlossenheit des Engländers beschreibt schon Caesar unter dem Titel der Gallier und Teutonen. Ein Beispiel einer Rassenveränderung in historischer Zeit ist Griechenland, wo die einwandernden Griechenstämme sich mit den Pelasgern vermischten, woraus die beispiellose Höhe der athenischen Kultur folgte, die dann bald absank zum heutigen Tiefstand; wie es Verf. scheint, durch Vernichtung der Oberschicht aus inneren und äußeren Ursachen und die Einwanderung von Slawen. — Daß Verfasser in England bloß das Wertvolle hervorhebt, dabei aber alles Verwerfliche, wie z. B. den Opiumkrieg, verschweigt, begreift sich aus der Rücksicht auf seine Leser. Indessen sind seine Urteile über die Ursache des Weltkrieges und die Bewertung des Versailler Friedens ganz auf der englischen Kriegsliteratur aufgebaut, ohne jede Kenntnis der späteren Forschung über die wirklichen Kriegsursachen. Solche Entgleisungen werden deutschen Lesern das Lesen des Buches vielfach unerträglich machen. Dies ist um so bedauerlicher, da das Werk sonst eine wertvolle Einführung in die Begriffe und Gesetze des Nationalbewußtseins, eine Zurückweisung mancher älterer Erklärungsversuche und eine häufig wahrscheinlichere Erklärung der wahren Zusammenhänge bietet.

Fröbes.

5. Ethik. Rechtsphilosophie und Staatslehre.

Der Neue Brockhaus. Allbuch in vier Bänden und einem Atlas. Mit über 10 000 Abbildungen und Karten im Text und auf etwa 1000 einfarbigen und bunten Tafel- und Kartenseiten sowie einem zerlegbaren Modell. 4. Bd.: S—Z. gr. 8^o (IV u. 852 S.) Leipzig 1939, Brockhaus. Ganzleinen *M* 11,50; Halbleder *M* 15.—. — Sorgfalt in Inhalt und Ausstattung zeichnet diesen Band wie die früheren aus; vgl. Schol 14 (1939) 589. Im Vordergrund stehen die politischen Artikel: vgl. Staat, SS, SA, Volkskunde, Völkerrecht, Völkerbund, Versailler Vertrag, Sowjetunion, Stalin, Spanien; der Weltkrieg erfährt eine umfassende Darstellung (682—700). Zahlreich sind die Tafeln und die zum Teil farbigen Illustrationen, z. B. zu Vererbung, Trachten und Uniformen, Währungen, Wehr-

macht, Torpedo. Theologische Artikel suchen auch dem katholischen Standpunkte gerecht zu werden (zu S. 181: Apostolischer Segen wird der päpstliche Segen genannt; ergänzungsbedürftig ist das S. 290 über die theokratische Auffassung Gesagte und der Artikel über Savonarola). Im Artikel Statistik ist das bedeutendere Organ nicht genannt: Das Allgemeine Statistische Archiv.

Gemmel.

Soloviev, Vl., La Justification du Bien. Essai de Philosophie morale. Traduit du russe par T. D. M. (Philos. de l'Esprit). gr. 8° (XXII u. 509 S.) Paris 1939, Aubier. Fr 75.—. — Der Geist Solovievs dürfte auch für die Gegenwart einen Beruf haben, wie dies nach ihm auch der universalen Anlage des russischen Geistes entspricht. Oft scheint der 1900 Verstorbene in seiner seherischen Art für unsere Tage geschrieben zu haben; unsere heutigen Fragen über Sittlichkeit, Recht, Staat, Kirche finden bei ihm ihre Antwort. Sein überzeitliches Geheimnis ruht in seiner wahrhaft russischen, d. h. auch allgemein menschlichen religiösen Gemühtiefe und in einer echt russischen Radikalität, die bei ihm aber Konsequenz im wahren Ausgleich, in wahrer Universalität wird, die ihn logisch zum Katholizismus führte. Er vereinigte echtes Russentum mit der Aufgeschlossenheit für alle Menschheitswerte; bei aller Schätzung der Gemeinschaft sah er ihr Hauptbaugesetz in der Familie und letztlich in der gottverbundenen Personwürde; er vermied die Tolstoische Ablehnung von Staat, Strafe, Krieg wie auch alle Staatsvergötterung. Er war einer der ersten Entdecker, aber auch Entlarver Nietzsches, dem er ein Christentum der Kraft gegenüberstellte. Alle Vorzüge vereinigen sich in seiner Moralphilosophie (1897), seinem reifen Lebenswerke, das ein Jahr nach seiner geheimen Konversion zur (griechisch-unierten) katholischen Kirche erschien. Obige Übersetzung bietet die stark umgeänderte 2. Auflage (1898). Er bezeichnet selbst das Werk als sein Testament „vor offenem Grabe“. Soloviev bleibt Philosoph der Methode nach; seine christliche Philosophie ist aber getragen von der Idee des Gottmenschens Christus in seiner allumfassenden Kirche (vgl. OrChrPer 5 [1939] 226). Ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis erleichtert den Gebrauch des reichhaltigen Werkes.

Gemmel.

Hartlich, Chr., Die ethischen Theorien Fr. Brentanos und N. Hartmanns in ihrem Verhältnis zu Aristoteles. 8° (88 S.) Würzburg-Aumühle 1939, Triltsch. M 3.—. — Der überzeitliche Wert der Aristotelischen Ethik wurde weder von Kant noch von Scheler erkannt. Erst Hartmann und vorher schon Brentano haben Aristoteles gewürdigt. Brentano sucht seine Lehre vom richtig charakterisierten Wollen mit Aristoteles zu decken. Mit Unrecht, wie gut gezeigt wird. Aristoteles stellt nicht die Lehre von der sog. Intentionalität in den Vordergrund, sondern die Auffassung, daß die sittlichen Erlebnisse auf objektiven Faktoren gründen, sofern sie gerichtet sind auf die Erfüllung eines besonderen Seinsauftrags des Menschen. Die Deutung von Kastil ist nicht haltbar. Hartmann hat mit großem Nachdruck wieder auf Aristoteles hingewiesen. Gleichwohl besteht doch in wichtigen Punkten ein entscheidender Gegensatz zwischen beiden, wie mit gutem Glück gezeigt wird. Das gilt sowohl in der Lehre vom Wert an sich, wie von der Werterkenntnis. Im Schlußwort wird die anthropologische Frage nach dem Wesen des Menschen berührt. Aristoteles hat zu wenig die innere Unruhe des Menschen beachtet. Es gilt, die

rechte Mitte zu finden zwischen den beiden Extremen des rein biologischen und des radikal theologischen Menschenbildes. „Die künftige Anthropologie wird sich mit dem prinzipiellen Recht der theologischen Fragestellung zu befassen haben. Sie wird ernsthaft erwägen müssen, ob eine Anthropologie, die in ihrem Denken von der Möglichkeit des Daseins Gottes grundsätzlich absieht, sicherer gegründet ist als eine Anthropologie, die unter der Voraussetzung der Existenz Gottes philosophiert.“ Schuster.

Fellermeier, J., Das Obligationsprinzip bei Gabriel Vazquez. gr. 8^o (35 S.) Roma 1939, Scuola Salesiana del Libro. — Dieser Auszug aus der Doktordissertation an der Theologischen Fakultät der Päpstlichen Universität Gregoriana beschäftigt sich mit der eigenartigen und schwierigen Lehre des G. Vazquez über den Grund der sittlichen Verpflichtung. Bekanntlich hat Suarez seine Lehre über den göttlichen Willen als unmittelbaren Verpflichtungsgrund im ausdrücklichen Widerspruch gegen V. vorgetragen. Die Arbeit ist willkommen, weil wir bis jetzt noch keine monographische Behandlung über V. haben, und sehr viele Texte geboten werden. Das Bestreben von V. geht vorzüglich dahin, allen Positivismus auszuschalten und das sittlich Böse jeder Willkür zu entziehen, auch dem Einfluß des göttlichen Wollens und Erkennens. Trotzdem will er die menschliche Natur und das sittlich Gute nicht unabhängig sein lassen vom Wesen Gottes und seiner vorbildlichen Ursächlichkeit. Allem Anschein nach nimmt V. den Begriff des Gesetzes in einem viel weiteren und allgemeineren Sinn, als es sonst in der Moral üblich ist. Der vorliegende Auszug aus der Dissertation bringt nur den kleineren Teil über das Naturgesetz. Es scheint dem Verf. wenig wahrscheinlich, daß V. überhaupt eine letzte Erklärung der sittlichen Verpflichtung geben will. Zur weiteren Klärung wäre wohl auch die Veröffentlichung des anderen Teils der Dissertation erwünscht. Schuster.

von Dach, K. R., Grundsätze der Vollstreckung im Strafrecht. gr. 8^o (VIII u. 117 S.) Bern 1938, Haupt. Fr 3.50. — Damit der Staat bestehen und durch ihn die Menschen (55) ihr Ziel erreichen können, bedarf es der Gesetze mit Zwangsgewalt. Die Zwangsvollstreckung, im Strafrecht die Strafvollstreckung, umfaßt die Rechtsanwendung durch Urteil und den Vollzug. Die Strafe setzt Schuld und damit Willensfreiheit voraus. — Die rechtsphilosophische Arbeit berührt die tiefen Fragen um Sittlichkeit, Staat und Recht. Lehnt v. D. auch Strafzwecke ab, so sieht er in der Vergeltung den Strafinhalt, in der Staatserhaltung die begriffliche Notwendigkeit der Strafe — was offenbar auf Strafziele hindeutet. Die These vom Recht als Selbstzweck (53) würde in die Nähe des Rechtspositivismus eines Nagler führen, den v. D. abweist. Strafverjährung und Begnadigung scheinen ihm mit dem Zwangscharakter des Rechts unvereinbar; doch werden die Strafziele durch Empfehlung der Autorität und Anerkennung der Besserung nur gefördert. Es zeigt sich hier und öfter in der Arbeit eine Übertreibung des Zwangscharakters des Rechts, wie sie sich bei Hereinziehung des ganz übergegangenen Völkerrechts deutlicher geoffenbart hätte. So könnte man zu 53 fragen: Ist die Schweiz rechtlos, wenn sie ihre Macht nicht durchsetzen kann? Gut ist die Abhebung der drei Funktionen der Staatsgewalt von der Gewaltenteilungslehre. Zu 53 Anm. 1 vgl. Thomas von Aquin, S. theol. 1, 2 q. 46 a. 6 ad 2. Gemmel.

Mezger, E., Die Straftat als Ganzes: Zeitschr. f. d. ges.

Strafrechtswiss. 57 (1938) 675—701. — Das Ganze, von dem aus Täter, Tat und Strafe zu beurteilen sind, ist der Gedanke der Strafe als des Schutzes der Volksgemeinschaft, des höchsten Rechtsgutes und aller übrigen Rechtsgüter, die für die Volksgemeinschaft von Belang sind. — Auch nach der Scholastik ist das Strafziel der Schutz oder besser die Förderung des Gemeinwohls, das letztlich dem Wohle der einzelnen dient, so daß Schutz, Abschreckung, Sühne und Besserung, letztere vor allem bei den poenae „medicinales“, ein harmonisches Ganze bilden. Gemmel.

* * *

Farney, R., *Le Nous et le Moi. Essai de synthèse sociale.* kl. 8^o (255 S.) Paris 1939, Aubier, Editions Montaigne. — Unter einer einladenden literarischen Form verbirgt sich hier eine an der Geschichte reich gesättigte und für die Zukunft viele Anregungen bietende Sozialethik. „Politik“ freilich will das Buch nicht bringen, das vielmehr, wie der Verf. sagt, nur eine sachliche „Verkündigungs“-Soziologie sein soll; hier sei erst recht über einige immerhin geäußerte politische Meinungen des Verf. nicht geurteilt. F. zeigt sich, ohne Positivist zu sein, stark, wohl zu stark, abhängig von der soziologischen Schule Comte-Spencer-Durkheim. Sein Hauptanliegen aber bleibt die Heraushebung der Würde der menschlichen Person als des Sinnes aller Gemeinschaft. Moi ist darum im Titel fetter gedruckt als Nous. Statt des Herdenindividuum muß die Person als initiatives Kraftzentrum entstehen, was allein durch die „Betrachtung“ (méditation) möglich wird, da der Geistgedanke stärker gemeinschaftsbildend ist als die bloße Neigung. (Von hier aus hätte der Gemeinschaft gegenüber dem Ich doch mehr gegeben werden können; wenn Autorität und Dogma [122] dem Geist entspringen, werden sie die Person nicht einschränken, sondern erfüllen.) Der Leser wird durch F. oft an die Schwelle des Religiösen geführt; schön sind seine Worte über Gott (156), während über das Christentum wenigstens mißverständliche Äußerungen fallen (z. B. 58). Das letzte Drittel des Buches enthält eine bereits 1936 für eine schwedische Sammlung gearbeitete „objektive Moral“, eine Einführung in den Begriff des sittlich Guten, wobei subjektive Moral die Aneignung des Guten bedeutet. Das Wertvolle des Werkes ist — über Einzelansichten hinaus — das edle Ethos. — Zu 81: Sighele war nicht Deutscher, sondern Italiener. Zu 223: Die Worte: „Du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht schon gefunden hättest“ stammen nicht von Jesus, sondern werden in ähnlicher Form oft von Augustin, später von Pascal, Gott in den Mund gelegt. Gemmel.

Naujoks, E., *Die katholische Arbeiterbewegung und der Sozialismus in den ersten Jahren des Bismarckschen Reiches (Neue Deutsche Forsch., Abt. Neuere Gesch. 6).* gr. 8^o (136 S.) Berlin 1939, Junker u. Dünhaupt. M 6.—. — In einer Zeit des großen Neuwerdens auf politischem und sozialem Gebiete zu Beginn des Bismarckschen Reiches hatte die deutsche katholische Kirche, die nach einer Zeit des Niedergangs und schwerer Bedrückungen eben erst wieder am Erstarcken war, Gelegenheit, ihre Vorsehungsaufgabe zu erfüllen. Ihre Haltung dem Reiche gegenüber war national, wenn sie auch einzelne religionsfeindliche Gesetze ablehnen mußte. Ihre Stellung zum Sozialismus bedeutete nicht nur auf weltanschaulichem Gebiete, sondern auch in den entscheidenden wirtschaftlichen und sozialen Fragen (man denke an die Eigentumsfrage) unveröhnlichen Kampf. Diese grundsätzliche Haltung, wie sie ange-

sichts der kirchlichen Lehre auch in Zukunft unantastbar bleiben wird, findet in N.s Ausführungen volle Bestätigung, stärker, als er selbst anzunehmen geneigt scheint. Doch weist auch er etwa auf die bezeichnende Tatsache hin, daß dem Sozialismus bei der katholischen Arbeiterschaft weithin der Erfolg versagt blieb (33). Eine solche Haltung der Kirche schloß Irrtümer einzelner nicht aus, zumal wenn man schon in taktischen Wendungen grundsätzlichen Abfall oder inneren Widerspruch (132) sehen will. Jene grundsätzliche Einstellung ist auch nicht unfruchtbar zu nennen deshalb, weil sie — da der Katholizismus nicht „politisch“ ist — kein politisches, wirtschaftliches oder soziales „System“ (80) bietet. Die katholische Kirche als solche schützt die naturrechtlichen und geoffenbarten ewigen Fundamente, außer denen kein Fundament gelegt werden kann, während sie in diesem Rahmen den Staaten, der Wirtschaft und Gesellschaft vollste Bewegungsfreiheit wahrte. Anerkennenswert ist bei N. die sorgfältige Benützung der damaligen und späteren einschlägigen Literatur, z. B. der großen Bachemschen Zentrumsgeschichte. (Doch sind etwa Brauers und Franz Müllers Arbeiten im Literaturverzeichnis nicht vertreten.) Man wird gründlichen Ausführungen über Ketteler und den Aachener Kreis um Cronenberg begegnen. Eine Fortsetzung der Arbeit durch N. wäre zu wünschen — mit scharfer Herausarbeitung des Grundsätzlichen auf den verschiedenen Seiten. Gemmel.

M ü h l h ä u s e r, E., Über sozialökonomische Kausalgesetzlichkeit und die psychologischen Bestimmungsgründe wirtschaftlichen Handelns. 8^o (VIII u. 97 S.) Stuttgart 1939, Kohlhammer. M 5.40. — Unabhängig von der Frage der Willensfreiheit, die nach M. in der Wirtschaftswissenschaft nicht gelöst werden kann, steht der Mensch vor Gesetzlichkeiten der Bedürfnisse und Dinge, die zum Teil unabänderlich sind, zum Teil aber der oft unberechenbaren menschlichen Selbstbestimmung unterliegen. Die Annahme einer gewissen Gesetzlichkeit auf dem wirtschaftlichen Gebiete bedeutet also, wie M. gegenüber Rath betont, noch nicht notwendig Naturalismus. — Die Arbeit, die sich vor allem auf Sigwart und Burkamp stützt und u. a. eine zutreffende Würdigung der Rothacker'schen Diltheyauffassung bringt, zeugt von philosophischem Verständnis und nähert sich in der Auffassung der Begriffsbildung und der Willensfreiheit in etwa der richtig verstandenen Scholastik. Das scholastische wissenschaftliche Erkennen sucht das Allgemeine dem Einzelnen gegenüber; aber dieses Allgemeine liegt vor allem in der nächsten Gattung und Art, die gegenüber den höheren Abstraktionen eine Besonderung darstellen: species specialissima. Auch nach der Scholastik ist der Mensch in seinem Glückstreben und in seiner Hinneigung der Gütergesetzlichkeiten nicht frei; nur kann er zwischen mehreren Möglichkeiten wählen. Vor allem kann der Staat dem Gemeinwohl entsprechend in das Wirtschaftsgebaren eingreifen und somit einer liberalistischen oder deterministischen Scheingesetzlichkeit entgegentreten; in dieser hohen Auffassung der Wirtschaftspolitik stimmen Rath und M. überein. Gemmel.

de Roussel, W. G., *Peuple libre et Individu. Essai: ArchR SozPh 31 (1938) 202—209.* — Die französische Revolution brachte die Herrschaft der abstrakten Zahl, des Individuums bis zur Auslöschung der Persönlichkeit und der Volksordnung. Nur die Familie, die Kirche, das Heer widerstrebten dieser unnatürlichen Vereinerleung. Nimmehr erstreben die Institutionen-Theorie (der Staat achtet die naturgemäßen Verbände) und die neue Volksmetha-

physik in Rom und Berlin eine natürliche Volkseinheit und -ordnung.
Gommel.

Stavennhagen, K., Heimat als Grundlage menschlicher Existenz. gr. 8^o (123 S.) Göttingen 1939, Vandenhoeck u. Ruprecht. M 4.80. — Ein Deutschbalte, der schon wiederholt mit wertvollen Arbeiten über Volk und Nation hervorgetreten ist, will im Kampf gegen die Zersetzung der Heimat in den modernen Großstädten Wesen und Sinn der Heimat als Grundlage der menschlichen Existenz erweisen. Das Wesen der Heimat liegt in persönlichen Einigungen und der Landsmannschaft als mittelbarer Heimat. Der Sinn der Heimat liegt darin, daß sie nicht bloß ursprünglicher Standort für das äußere Wirken, sondern vor allem für die innere Existenz bildet. Wie schon in früheren Werken bedient sich der Verf. der Methode der Phänomenologie im Sinn von Pfänder und H. Conrad-Martius. Unter menschlicher Existenz, dem eigentlich Menschlichen am Menschen, versteht St. eine im Menschen angelegte Möglichkeit, die er auf weite Strecken hinaus, sich mit bloßem irgendwie in der Welt Vorhandensein begnügend, verfehlt, und die er, wenn überhaupt, immer nur in sehr vollkommener Weise erreicht. Der Inhalt des Selbstseins, der eigentlichen Existenz, ist aber unbestimmbar, und die Forderung nach eigentlicher Existenz bleibt im Formalen stecken, wenn man nicht zurückgreift auf die Lebens- und Wertbereiche, auf die hin der Mensch als Mensch überhaupt und als individueller Mensch von innen her angelegt ist. Vielleicht wäre die Behandlung des Themas noch durchschlagender geworden, wenn die Bedeutung der Heimat für Religion und Ethik ausdrücklicher gezeigt worden wäre. Schuster.

Etcheverry, A., Marc, A., Romeyer, B., Jarlot, G., La Philosophie du Communisme: ArchPh 15 (1939) 119—395. — Diese eindringende Darstellung der Philosophie des Marxismus behandelt den historischen Materialismus oder die materialistische Geschichtsauffassung, das Verhältnis von Marx und Hegel, den marxistischen Atheismus, Wert und Mehrwert oder die sogenannte Arbeitswerttheorie. Alle Studien beruhen auf genauester Quellenkenntnis der marxistischen Schriften, die fast alle ins Französische übersetzt sind; ebenso sind sie vertraut mit Hegel und dem Ausgang der Hegelschen Schule (Bruno Bauer). Am wichtigsten scheint mir die Arbeit von Romeyer über den marxistischen Atheismus zu sein, der bis jetzt niemals so umfassend behandelt wurde. Eine genau dokumentierte geschichtliche Entwicklung des religiösen Denkens von Marx verfolgt die Lebensperioden von Trier über Bonn nach Berlin, wo Hegel und Feuerbach sein Schicksal werden. Die persönliche Reifung und die ausdrückliche Prägung des Atheismus tritt zuerst 1844 in den zwei Artikeln über die Hegelsche Rechtsphilosophie und die Judenfrage hervor. Alle einschlägigen Veröffentlichungen von Marx werden sorgsam untersucht und das Wesen dieses neuen Atheismus dargelegt. Er will nicht abstrakter Humanismus (Feuerbach) sein, sondern ergibt sich aus der ökonomischen Geschichtsauffassung: Religion ist phantastische Schöpfung des Menschen, die durch den Kollektivismus und die Umgestaltung der Wirtschaftsordnung abgetan wird. Die Kritik betont vor allem, wie fundamental im marxistischen Sozialsystem der Atheismus ist. Schuster.